Mode um jeden Preis?

Menschenrechte in der Textilindustrie

Evangelische Kirche
in Deutschland

Evangelische Kirche in Deutschland (EKD)
Herrenhäuser Str. 12 | 30419 Hannover
www.ekd.de
Oktober 2018

Download: www.ekd.de/menschenrechte

Referat für Menschenrechte, Migration und Integration: Sabine Dreßler,
Ansgar Gilster, Veronique Mußmann
Redaktion: Sabine Dreßler, Philipp Fiedler
In Kooperation mit der Vereinten Evangelischen Mission

Satz: Philipp Fiedler für ad-dicta.de

INFO SERVICE
Evangelische Kirche
0800 - 50 40 60 2
info@ekd.de

Titelbild:
© Christine Naß

Inhalt

Zum Geleit 2

Menschenrechte in der Textilindustrie – Worum geht es? 4

„Textilarbeiter werden nicht ausreichend geschützt“ 10

„Ich will Würde“ – Eine Näherin aus Bangladesch klagt an 14

„Fast Fashion kann nicht sozial verträglich sein“ 20

Arbeitsbedingungen in der globalen Textilproduktion 24

**„Wir wollten ein faires Label gründen,
das nicht auf Kosten anderer produziert“** 26

Neue Kleidung aus alten Stoffen 32

Menschen- und Arbeitsrechte in der Bekleidungsindustrie 36

Die Wanderausstellung „Tuchfühlung“ 40

Flach und fair? Textilien in Kirche und Diakonie 42

„Von einem Tag auf den anderen blieben einfach die Aufträge weg“ 48

Menschenrechte schützen und achten 54

Für Gottesdienst und Gemeinde 58
„Womit werden wir uns kleiden?“ 58
Biblisch-theologische Zugänge 62
Liturgische Bausteine 66

Projekte zum Kennenlernen und Unterstützen 68

Ratgeber Textilsiegel 70

Anknüpfungspunkte in Web, Film und Literatur 72

Wichtige Begriffe 78

Zum Geleit

Mode – um jeden Preis?

© EKD

Liebe Leserin und lieber Leser,

macht die EKD jetzt etwa in Mode? Das könnte man annehmen, wenn man diese Publikation in der Hand hält. Und ja, wir werden uns auch der schönen Seite von Bekleidung, Mode und Stil widmen.

Zum Tag der Menschenrechte, dem 10. Dezember, verbinden sich mit dem, was wir anziehen, was nützlich und bequem oder stilvoll und elegant ist, allerdings ganz andere Fragen:

Denn diese zunächst alltägliche Notwendigkeit – unsere Kleidung – wird zu einer Frage von Menschenrechten und Grundrechten, von Arbeitsrecht und sozialen Rechten. Dann nämlich, wenn wir auf die Produktionsbedingungen in der Textilwirtschaft sehen. Wenn wir hinter die Kulissen der Herstellung von Mode schauen; darauf, wie Menschen in den Kleiderfabriken in Bangladesch und Indien, Indonesien oder Osteuropa für den weltweiten schier unersättlichen Modemarkt unter menschenunwürdigen und lebensgefährlichen Umständen arbeiten.

Menschenrechtsverletzungen sind an der Tagesordnung im bitteren Alltag derer, die in der Bekleidungsindustrie schuften. Vieles von dem, womit wir uns kleiden, womit wir uns stylen, was wir als „zweite Haut“ gern tragen, ist eigentlich untragbar. Das betrifft nicht nur das T-Shirt vom Billigdiscounter, sondern auch die Stücke teurerer Labels. Denn was wir im Laden dafür zahlen, sagt erst einmal nichts darüber aus, zu welchem Preis das Kleidungsstück produziert wurde. Und wer tatsächlich wieviel daran verdient. Die Wertschöpfungskette in der Textilbranche ist ein hochkomplexes System mit unzähligen Zwischenschritten, von der Rohstoffverarbeitung und Veredelung über Konfektionierung und Handel bis schließlich wieder zur Entsorgung. Selbst für informierte Verbraucherinnen und Verbraucher ist es schwer, dieses komplizierte Gefüge zu durchschauen. Und das eigene Kaufverhalten zu ändern angesichts dessen, was aktuell angesagt und chic und oft genug so günstig zu erstehen ist, erfordert einiges an Disziplin.

Umso notwendiger ist deshalb der geschärfte Blick: „Kleider machen Leute“ – aber wer sind die Menschen, die die Kleider machen?

Dieses Materialheft bietet Hintergrundinformationen zu Produktionsstätten von Textilien und zu denen, die dort arbeiten. Dabei kommen die eigentlichen „Modemacherinnen“ auch selbst zu Wort. Wir erfahren hautnah, was es bedeutet, in einer stickigen und staubigen Fabrikhalle immer die gleichen Arbeitsschritte im Akkord zu leisten, 15, 16 Stunden am Tag, zu einem Lohn, der dennoch kaum das eigene Überleben sichert. Wir informieren über den bestehenden internationalen Rechtsrahmen und die weltweite Verletzung von Arbeitnehmerrechten, und ebenso, was wir dagegen tun können. Welche massiven Umweltschäden diese immer schnellere Branche hinterlässt. Wie genau deshalb Unternehmensverantwortung eingefordert wird bzw. werden kann. Welche Bündnisse es inzwischen zur Verbesserung der Arbeitssituation von Näherinnen und Nähern gibt. Welche Projekte Unterstützung geben, damit Menschen ihre Rechte kennen und einfordern können.

Es geht auch darum, wie wir selbst anders mit Kleidung umgehen können, etwa durch Upcycling, also der Aufbereitung und Neuverwertung von bereits vorhandener Kleidung. Und welche Wege inzwischen beschritten werden hin zu öko-fairen Textilien und einer fairen Mode, die Menschen – denen, die sie schneidern und denen, die sie tragen – gerecht wird und die deshalb doppelt schön ist. Beispielhaft ist auch zu lesen, wie und warum die Textilindustrie aus Deutschland verschwunden ist. Und für die gottesdienstliche Arbeit wird der biblisch-theologische Hintergrund zum Thema beleuchtet und liturgisches Material bereitgestellt.

Die Verteidigung der Menschenrechte verstehen wir als eine bleibende kirchliche Aufgabe. Wir setzen uns dafür ein, dass Menschen ihre Rechte kennen und deshalb auch die Rechte der anderen achten. Kirchen und Gemeinden wollen in ihrer Arbeit unterstützen – dazu gibt es auch diese Publikation. Sie ist Teil der EKD-Menschenrechtsinitiative: #freiundgleich, die die EKD aus Anlass des 70. Jubiläums der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte auf den Weg gebracht hat. Am 11.Dezember werden die Menschenrechte deshalb auch auf den Laufsteg gebracht – lesen Sie zu dieser und anderen Veranstaltungen mehr in diesem Heft.

Hannover, im Oktober 2018

Petra Bosse-Huber

Bischöfin Petra Bosse-Huber

Leiterin der Hauptabteilung
Ökumene und Auslandsarbeit
der Evangelischen Kirche in Deutschland

Menschenrechte in der Textilindustrie – Worum geht es?

Mode ist beständig vergänglich, sie lebt von schnellen Veränderungen und ständiger Erneuerung. Daraus ist längst ein globales Geschäftsmodell geworden: „Fast Fashion“ lockt Kundinnen und Kunden mit schnelleren und häufigeren Kollektionswechseln in die Ladengeschäfte und Onlineshops. Die Industrie dahinter trägt in großem Maß zum Klimawandel bei, ihr Ressourcenverbrauch ist immens. 2,6 Prozent des weltweiten Wasserverbrauchs fließen in den Baumwollanbau, für ein einzelnes T-Shirt durchschnittlich 2.700 Liter Wasser. Garnwäsche, Färbeprozess und die weiteren Herstellungsschritte verschlingen zusätzliches Wasser.

Behalten wir unseren Wasserverbrauch bei, wird er im Jahr 2030 größer sein als die verfügbare Wassermenge. Die Modeindustrie verursacht Verteilungsprobleme: Für den Modekonsum des reicheren Teils der Weltbevölkerung muss der ärmere Teil verzichten: auf Wasser, das stattdessen in die Textilproduktion fließt, und auf Agrarflächen, auf denen statt Nahrung Baumwolle angebaut wird.

„Konfektion folgt immer der Armut“, lautet ein geflügeltes Wort in der Branche.

Da die Modeindustrie weltweit wächst, wird die Ungleichheit zunehmen: Zwischen 2000 und 2014 hat sich die Textilproduktion verdoppelt. Setzt sich diese Entwicklung fort, wird bis zum Jahr 2030 der Modekonsum der dann knapp neun Milliarden Menschen um weitere 63 Prozent steigen. Dabei kaufen Konsumentinnen und Konsumenten bereits heute durchschnittlich 60 Prozent mehr Kleidung als noch vor 15 Jahren, und tragen sie nur halb so lang – wenn überhaupt. Greenpeace ermittelte 2015, dass eines von fünf gekauften Kleidungsstücken niemals angezogen wird. Europaweit landen jedes Jahr 8,4 Tonnen Textilabfälle auf Deponien oder in Verbrennungsanlagen, umgerechnet 18 Kilo pro Person.

Möglich wurde diese Wegwerfindustrie durch die Globalisierung. Sie erlaubt geringe Herstellungskosten durch Verlagerung von Rohstoffabbau und Produktion in die jeweils günstigsten Weltregionen – arme Länder mit schwacher staatlicher Regulierung. Dort zahlen die Menschen den Preis für unseren Konsum: Indonesische Textilarbeiterinnen und Textilarbeiter, die zwischen 16-Stunden-Schichten in der Fabrik übernachten, wenn Container für den Export verladen werden sollen. Minderjährige, die auf Baumwollfeldern in Mali oder Usbekistan arbeiten müssen. Näherinnen in Thailand, die Angst haben vor einer Schwangerschaft, weil ihr Lohn nicht zum Ernähren einer Familie reicht. „Konfektion folgt immer der Armut“, lautet ein geflügeltes Wort in der Branche.

„Niemand würde in der Bekleidungsbranche arbeiten, wenn alles in Ordnung wäre. Sie sind alle aus demselben Grund hier wie ich. Jeden Tag kam ein Mann und verlangte Geld. Ich sagte: ‚Warum sitzen wir hier und tun nichts?‘ Ich bestand darauf, dass wir in die Stadt gehen und mehr verdienen. Ich habe gearbeitet und meinen Eltern mit Geld geholfen. Nach und nach haben wir unsere Schulden bezahlt.“

Jasmine Akhter, 23, begann als 16-Jährige in Bangladesch als Näherin zu arbeiten

Eine junge Frau steht inmitten von Kinderkleidung. Aufgrund fehlender Betreuungsmöglichkeiten verbringen die meisten kleinen Kinder ihre Zeit mit ihren Müttern am Arbeitsplatz. Foto: Claudio Montesano Casillas

Löhne unterhalb des Existenzminimums

Weltweit arbeiten rund 60 Millionen Menschen in der Modeindustrie. Die Kampagne für Saubere Kleidung beklagt die niedrigen Löhne, die in vielen Fabriken gezahlt werden: Oftmals sind die Löhne nicht existenzsichernd. Arbeiterinnen und Arbeitern in der Konfektion müsste in vielen Ländern doppelt so viel gezahlt werden, damit sie ein existenzsicherndes Lohnniveau erreichen. Geschlechtsspezifische Lohnunterschiede in vielen Produktionsländern fallen zusätzlich ins Gewicht, da in Textilfabriken meist Frauen arbeiten.

Im September 2018 untersuchte die Kampagne für Saubere Kleidung die Löhne in Fabriken, die für den Modekonzern H&M produzieren. H&M hatte fünf Jahre zuvor angekündigt, bis 2018 existenzsichernde Löhne für die 850.000 Beschäftigten der wichtigsten Zulieferfirmen zu zahlen. Doch niemand der befragten Textilarbeiterinnen und Textilarbeiter in Bulgarien, der Türkei, Indien und Kambodscha verdient heute auch nur ansatzweise einen existenzsichernden Lohn, so das Ergebnis der Recherche.

„Die Weltöffentlichkeit reagiert nur, wenn Menschen sterben."

Die geringen Löhne sind grundlegender Bestandteil globalisierter Geschäftsmodelle. Neben den Konsumentinnen und Konsumenten profitieren die international tätigen Unternehmen von den niedrigen Herstellungskosten, die mit Menschenrechtsverstößen erkauft werden. In vielen Niedriglohnländern existiert ein großer informeller Arbeitssektor, der nicht von staatlichen Kontrollen

erfasst wird. Unsichere Arbeitsverhältnisse, mangelnde Arbeitssicherheit, überlange Arbeitszeiten, der Einsatz gesundheitsgefährdender Chemikalien und Gewerkschaftsverbote gehen zu Lasten der Beschäftigten.

Weitreichende Aufmerksamkeit finden diese alltäglichen Menschenrechtsverstöße kaum. „Die internationale Gemeinschaft reagiert nur, wenn es eine große Katastrophe gibt und Hunderte von Menschen sterben“, klagt der pakistanische Gewerkschaftler Nasir Mansoor. Etwa nach dem Einsturz des Gebäudes Rana Plaza in Bangladesch am 24. April 2013, bei dem mindestens 1.134 Arbeiterinnen und Arbeiter ums Leben kamen und mehr als 2.000 Menschen verletzt wurden. Im Jahr davor waren bei zwei Bränden in der pakistanischen Fabrik Ali Enterprises und in der Fabrik Tazreen Fashion in Bangladesch mehr als 350 Beschäftigte

„Wenn in diesem Jahr alles gut läuft, ist das mein letztes Jahr in Sachen Kleidung.“

Doris, Näherin in Kolumbien

Wertschöpfungskette Textilindustrie
Von der Baumwollfaser auf die Kleiderstange – Welchen Weg unsere Kleidungsstücke nehmen

Grafik: Nordsonne Identity

gestorben, 2015 kostete der Brand in der philippinischen Fabrik Kentex 74 Menschen das Leben.

Hauptkunde der Fabrik in Pakistan war der deutsche Textildiscounter KiK. Vor diesen Tragödien war praktisch nicht bekannt, für welche Unternehmen die Fabriken fertigten. Das unübersichtliche Geflecht aus etlichen Zulieferbetrieben und auf verschiedene Länder verteilten Arbeitsschritten ermöglichte den Auftraggebern, unsichtbar im Hintergrund zu bleiben, wenn Verstöße öffentlich wurden.

Woher kommt unsere Kleidung?

Die Sendung „Planet Money“ des US-Radiosenderverbunds NPR gab 2013 im Rahmen einer Crowdfunding-Aktion die Produktion von knapp 25.000 T-Shirts in Auftrag und begleitete alle Schritte ihrer Herstellung. Gesucht wurde die Antwort auf die Frage: Woher kommt unsere Kleidung? Diese Antwort war keineswegs leicht zu finden. Bereits zur Herkunft der Baumwolle konnte der Einkaufsleiter des beauftragten US-amerikanischen Textilunternehmens keine Auskunft geben.

Brot für die Welt

Heimarbeit in Gujarat, Indien: Kein Arbeitsvertrag, keine soziale Absicherung, Hungerlöhne. Ein Mann und eine Frau an einem Webstuhl.
Foto: Dietrich Weinbrenner

Dafür wussten Beschäftigte der Spinnerei in Indonesien, wo die Baumwolle angebaut wurde: in den USA. Von dort wurde die Baumwolle für die Herren-Variante des T-Shirts nach dem Ernten und Waschen nach Indonesien verschifft und zu Garn gesponnen. Anschließend ging das Garn zum Stricken, Färben, Zuschneiden und Nähen nach Bangladesch. Die Baumwolle für das Damen-T-Shirt wurde stattdessen in Kolumbien gesponnen, gestrickt, gefärbt, geschnitten und genäht. Nach der Konfektion wurden alle Shirts wieder in die USA zurückgeschickt und in New York bedruckt. Bevor sie zum ersten Mal getragen wurden, waren die T-Shirts bereits auf der ganzen Welt hin und her gereist.

Zwei von drei Konzernen
halten moderne Sklaverei in ihrer
Lieferkette für wahrscheinlich

Die komplexe Lieferkette (siehe Abbildung auf S. 6/7) führt Waren aus verschiedenen Teilen der Welt zusammen. Dass auf das Textiletikett im fertigen T-Shirt „Made in Bangladesh“ gedruckt ist, gewährt nur einen geringen Einblick in die weltweit verteilten Produktionsschritte: Allein in Bangladesch waren 32 Menschen an der Produktion des T-Shirts beteiligt, stellte das Reporterteam fest. Doch ihre Arbeit bleibt für die späteren Käuferinnen und Käufer des Kleidungsstückes unsichtbar.

Ohnehin ist nicht einheitlich gesetzlich vorgeschrieben, welche Herkunftsangabe auf ein Textiletikett gedruckt werden darf. Durch den Hinweis „Made in“ wird die Produktion nicht transparenter: Oft nennt das Etikett nur das Land, in dem der letzte Herstellungsschritt stattfand. Welche Menschen wo auf der Welt zur Produktion beigetragen haben, darüber gibt das Etikett keine Auskunft. Hier setzen Kampagnen wie „Who Made My Clothes?“ der internationalen Fashion Revolution Week an, die Textilarbeiterinnen und Textilarbeiter weltweit sichtbar machen will.

Denn mit weltweit verstreuten Fertigungsaufträgen lagern Unternehmen auch einen Teil der Verantwortung für den Herstellungsprozess aus: 2015

gaben in einer Studie der Ethical Trading Initiative 71 Prozent der befragten Textilkonzerne an, dass sie moderne Sklaverei innerhalb ihrer Lieferkette für wahrscheinlich halten. Die Zahl der Zulieferbetriebe und Fabriken sei so groß und unübersichtlich, dass eine vollständige Kontrolle nicht möglich sei. Weltweit leben schätzungsweise 21 Millionen Menschen in moderner Sklaverei. Es ist unklar, wie groß der Anteil der Textilindustrie daran ist.

„Jeden Tag arbeiten wir von 8 Uhr morgens bis Mittag, dann Pause zum Mittagessen. Nach dem Mittagessen arbeiten wir wieder von 13 bis 17 Uhr. Wir müssen jeden Tag Überstunden machen, ab 17.30 Uhr. Wir arbeiten bis 2 Uhr morgens oder 3 Uhr morgens in der Hauptsaison. Wir müssen immer in einer Doppelschicht arbeiten. Obwohl wir sehr erschöpft sind, haben wir keine Wahl. Wir können Überstunden nicht ablehnen, weil unsere Löhne so niedrig sind. Manchmal wollen wir uns ausruhen, aber unser Arbeitgeber zwingt uns zur Arbeit."

Phan, 22-jährige Wanderarbeiterin, näht in Thailand Sportbekleidung

Dabei ist Transparenz entlang der Produktionskette durchaus möglich: Der belgische Designer Bruno Pieters listet bei seinem Label Honest by ausführlich Informationen zu Quellen, Kosten und Umweltauswirkungen seiner Kollektion auf. Eine nachvollziehbare Wertschöpfungskette, die alle Zwischenschritte offenlegt, ist ein notwendiger Schritt zur Verbesserung der Produktionsbedingungen: Mehr Transparenz nimmt Markenfirmen in die Verantwortung für ihre gesamte Lieferkette und ermöglicht Konsumentinnen und Konsumenten, fundierte Kaufentscheidungen zu treffen.

Philipp Fiedler

Zu dieser Publikation

Die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) und die Vereinte Evangelische Mission (VEM) setzen sich seit vielen Jahren für den Schutz der Menschenrechte ein. Sie stärken damit in Kirchen und Gemeinden das Bewusstsein für Menschenrechte.

Die diesjährigen Heftveröffentlichungen zum Tag der Menschenrechte entstanden erstmals in Kooperation, einige Texte erscheinen daher in beiden Publikationen.

Im Fokus des EKD-Materialheftes stehen Kleidung und die Menschen, die sie produzieren. Schwerpunkt der VEM-Broschüre sind Wege zu besseren Arbeitsbedingungen in der Textilindustrie, eine nachhaltige Produktion der Baumwolle und die Einhaltung von Menschenrechtsstandards in der gesamten Produktions- und Handelskette.

Die VEM-Broschüre ist hier erhältlich:

www.vemission.org/menschenrechtsaktion2019

Die VEM stellt außerdem eine umfangreiche Materialsammlung für Schule, Konfirmanden- und Jugendarbeit bereit:

www.vemission.org/menschenrechtsaktion2019/bildung

VEM
Vereinte Evangelische Mission

EKD
Evangelische Kirche in Deutschland

„Textilarbeiter werden nicht ausreichend geschützt“

Interview mit Dina Septi Utami, Mitarbeiterin des Sedane Labour Resource Center (LIPS) in Jakarta, Indonesien

Frau Septi, welche Rolle spielt die Textilindustrie in Indonesien?

Dina Septi Utami: Die Textilindustrie ist einer der größten Wirtschaftszweige. Über 1,5 Millionen Menschen arbeiten in diesem Bereich, davon 90 Prozent Frauen. Nur ein Fünftel der Textilarbeiterinnen und Textilarbeiter hat feste Arbeitsverträge, alle anderen arbeiten als Kontraktarbeiter auf Auftragsbasis oder in Heimarbeit.

Produziert wird aber nicht nur für den indonesischen Markt, oder?

Dina Septi Utami: In den letzten Jahren haben die Textilexporte stark zugenommen, nicht nur von Kleidung, sondern auch von Garnen und Geweben. Allein auf Java gibt es heute fast 6.000 Fabriken, zwei von drei dort produzierten Kleidungsstücken werden exportiert.

Wie sind die Arbeitsbedingungen in den Fabriken?

Dina Septi Utami: Überstunden sind die Regel. Hohe Zielvorgaben führen zu überlangen Arbeitszeiten, vor allem während der Exporttage: Wenn es Zeitdruck gibt, weil Container für den Export verladen werden müssen, übernachten die Beschäftigten oft in der Fabrik, um ihr Soll erfüllen zu können. Obwohl diese Überstunden vergütet werden müssen, passiert dies oft nicht. Es gibt ein geflügeltes Wort unter den Arbeiterinnen und Arbeitern: „Du arbeitest, bis das Soll erfüllt ist, bis du stirbst.“

Wirkt sich der Zeitdruck auch auf den regulären Arbeitsalltag aus?

Dina Septi Utami: Leider sehr. Die meisten Beschäftigten sind gläubige Muslime, ihnen fehlt die Zeit, um ihre Gebete zu verrichten. Viele Fabriken stellen auch keine Gebetsräume zur Verfügung. Die Produktionsvorgaben lassen den Textilarbeiterinnen und Textilarbeitern sogar kaum Zeit, zur Toilette zu gehen.

Den Arbeiterinnen und Arbeitern wird vorgeschrieben, wann sie zur Toilette gehen dürfen?

Dina Septi Utami: Mancherorts müssen Beschäftigte in der Fabrik extra um Erlaubnis für den Toilettengang bitten, die Erlaubnis sogar schriftlich nachweisen. Sind sie deren Ansicht nach zu lange in der Toilette, hämmern die Aufsichtspersonen an die Tür. Und in manchen Fabriken gibt es gar nicht genügend Toiletten. Es kommt vor, dass die eigenen Kolleginnen und Kollegen einander vom Toilettengang abhalten, damit das Fließband nicht ins Stocken gerät. Dabei hat das Vermeiden von Toilettengängen schwerwiegende Folgen: Viele Beschäftigte leiden unter Infektionen der Harnwege. Arbeiterinnen, die während ihrer Periode Tampons nicht regelmäßig wechseln, können davon krank werden. Auch schwangere Arbeiterinnen machen Schichtarbeit, sie verrichten dieselbe Arbeit wie Nichtschwangere. Dabei haben sie besondere Bedürfnisse, sie müssen etwas häufiger zur Toilette und brauchen mehr körperliche Bewegung.

Werden denn Pausenregelungen eingehalten?

Dina Septi Utami: Der hohe Zeitdruck führt dazu, dass sogar während der Mittagspause oder frühmorgens vor dem offiziellen Arbeitsbeginn gearbeitet wird. Wenn die Beschäftigten während der Mittagspause essen, essen sie so schnell sie können. Sie kauen nicht richtig, ganz zu schweigen von einem Essensgenuss. Manchmal verzichten sie ganz auf ihre Mahlzeit. Ihre häufigste Krankheit sind Magengeschwüre.

Ihr Forschungsinstitut LIPS führt Studien zu Arbeitsbedingungen in der indonesischen Industrie durch. Unter anderem haben Sie auch Gewalterfahrungen von Beschäftigten untersucht. Welche Formen von Gewalt wurden Ihnen berichtet?

Dina Septi Utami: Die Berichte reichten von psychischer Gewalt wie Ausgrenzung, Schikanen und Demütigungen bis zu körperlichen Angriffen wie Schlägen oder dem Bewerfen mit Gegenständen. Auch sexuelle Gewalt ist ein Problem, Beschäftigte erzählten von versteckten Anspielungen und unangemessenen Berührungen. In einem Fall wurde einer Arbeiterin sogar im Gegenzug für sexuelle Dienstleistungen ein dauerhafter Arbeitsplatz in Aussicht gestellt. Anderen wurden die gesetzlich vorgesehenen freien Tage bei Menstruation verweigert oder das Kopftuchtragen in der Fabrik.

Das indonesische Sedane Labour Resource Center (LIPS) führt Forschungen zu Arbeitsbedingungen in der Industrie durch und stützt damit die gewerkschaftliche Arbeit. Außerdem engagiert es sich im Bildungsbereich, um Arbeitnehmerrechte bekannt zu machen.

www.lips.or.id

Um den Arbeitsschutz scheint es nicht gut bestellt zu sein.

Dina Septi Utami: In vielen Textilfabriken sind die Arbeiterinnen und Arbeiter nicht ausreichend geschützt. Es werden Chemikalien benutzt, die sie nicht kennen. Sie können also auch nicht deren gesundheitliche Langzeitfolgen abschätzen. Auch andere Bedingungen wie Lichtverhältnisse, Temperatur oder Lüftung sind oft unzureichend.

Damit die Beschäftigten ihre Lebenshaltungskosten tragen können, müssen die Löhne ausreichend hoch sein. Wie viel verdienen indonesische Textilarbeiterinnen und Textilarbeiter im Monat?

Dina Septi Utami: Die Beschäftigten haben Anspruch auf den gesetzlichen Mindestlohn. Dennoch versuchen Unternehmen, diese Regelung zu umgehen, indem sie bei der Regionalregierung eine Ausnahmegenehmigung beantragen. Im Jahr 2013 wurden von 949 solcher Anträge 669 genehmigt. Die Höhe des Mindestlohns ist außerdem je nach Provinz oder Distrikt unterschiedlich. In Tangerang zum Beispiel, wo Adidas und H&M produzieren lassen, liegt er aktuell bei monatlich 207 Euro, in Sragen (Ost-Java) dagegen nur bei monatlich 90 Euro.

Können sie davon leben?

Dina Septi Utami: Dieser Mindestlohn ist für eine Einzelperson gedacht und selbst dafür zu niedrig bemessen. Er reicht erst recht nicht aus, um den Bedarf einer Familie zu decken. Untersuchungen zeigen, dass ein einzelner Arbeiter mindestens 245 Euro im Monat benötigt. Dabei geben die Menschen die Hälfte davon für das Essen aus, das bei diesen geringen Beträgen nicht nahrhaft sein kann. Gespart wird normalerweise beim Essen, Arbeiterinnen und Arbeiter essen den ganzen Tag Instantnudeln oder essen gegen Ende des Monats überhaupt nichts, während sie auf die nächste Gehaltszahlung warten.

Was bedeutet es für Familien, wenn der Mindestlohn kaum für eine Einzelperson ausreicht?

Dina Septi Utami: Der Mindestlohn ermöglicht kein menschenwürdiges Leben. Eltern können damit ihre Kinder nicht in die Schule schicken oder einen angemessenen Wohnraum finanzieren. Auch ist ein gemietetes Zimmer in einer Arbeiterunterkunft nicht der Ort, um Kinder großzuziehen. So lassen viele Arbeiterinnen und Arbeiter ihre Kinder bei den Großeltern.

Haben die Beschäftigten selbst Chancen, ihre Situation zu verbessern?

Dina Septi Utami: Glücklicherweise ja, auf drei unterschiedlichen Wegen: Erstens können Arbeiterinnen und Arbeiter gemeinsam mit Gewerkschaften die Möglichkeiten des sozialen Dialogs nutzen. In Institutionen können sie auf verschiedenen Ebenen gemeinsam für eine bessere Arbeitspolitik kämpfen. Ein Ziel könnte der Schutz vor unbegründeter Entlassung sein, ein anderes Ziel ein verbesserter Mindestlohn.
Zum Zweiten können sie ihre organisatorischen Fähigkeiten und ihr Verhandlungsgeschick verbessern. Wenn die Beschäftigten ihre Bedürfnisse und Forderungen gut formulieren können, hilft ihnen das am Verhandlungstisch.
Und drittens können sie sich für Demokratisierungsprozesse innerhalb der Gewerkschaften einsetzen. Die Erneuerung und Verjüngung der Gewerkschaftsführung sowie Bildungsmaßnahmen sind wichtig, um die Verhandlungsfähigkeit im sozialen Dialog zu verbessern.

Arbeiterin in einer Textilfabrik im nordvietnamesischen Hưng Yên

Foto: epd-Bild / Ralf Maro

Was können wir von hier aus beitragen, aus Europa, aus Deutschland?

Dina Septi Utami: Unterstützen Sie ein besseres Arbeitsklima. Durch Wissenstransfer und finanzielle Unterstützung zum Beispiel von Bildungsmaßnahmen werden Gewerkschaften gestärkt. Das Wissen muss an die Basis gebracht werden.
Europäische Länder sind außerdem an multilateralen und bilateralen Handelsabkommen beteiligt. Auch darüber lässt sich eine bessere Arbeitspolitik fördern.

Wie könnte der Wissenstransfer aussehen?

Dina Septi Utami: Europäische Gewerkschaften etwa können ihr Wissen und ihre Erfahrungen mit indonesischen Gewerkschaften austauschen. Üblicherweise geschieht dies zwischen etablierten Gewerkschaften auf nationaler Ebene und in internationalen Netzwerken. Es gibt aber auch einen dringenden Bedarf der Demokratisierung des Wissens von unten, auf Fabrikebene, denn dort liegen die Probleme.

Vor Ort werden nur geringe Löhne gezahlt. Welchen Anteil haben die internationalen Auftraggeber daran?

Dina Septi Utami: Wir wissen natürlich nicht, wie viel ein Auftraggeber seinen Produzenten im Einzelnen bezahlt. Fest steht, dass die Arbeitskosten für jedes Produkt sehr niedrig sind: Sie betragen 0,6 Prozent des Endpreises. Von diesem Endpreis erhalten die Fabrikbesitzer vier Prozent, das haben Untersuchungen ergeben. Die Fabrikbesitzer nutzen diese vier Prozent als Argument, nicht einmal die Mindestlöhne zu zahlen: Die Markenfirmen würden ihnen zu wenig zahlen. Dabei geht es hier nur um die direkten Vertragsnehmer der Markenfirmen, wir kennen ihre Unter-Auftragsnehmer nicht, die in der Regel noch geringere Löhne zahlen. Es ist klar: Die Auftraggeber, die Textilunternehmen, müssen den Produzenten mehr bezahlen, um so bessere Löhne zu ermöglichen.

Haben die Markenfirmen denn auch Einfluss auf die Arbeitssicherheit vor Ort?

Dina Septi Utami: In den Fabriken finden Kontrollbesuche statt, die von den Markenfirmen verlangt werden. Meist werden diese Kontrollen allerdings nachlässig durchgeführt, die Berichte mit Unwahrheiten schöngefärbt. In den Fabriken wird alles im Vorfeld einer Prüfung vorbereitet, damit es gut aussieht. Markenfirmen fordern beispielsweise, dass es bei den Produzenten Gewerkschaften gibt. Sie kümmern sich dann aber nicht darum, ob die vermeintliche Gewerkschaft von der Fabrikleitung selbst eingesetzt wurde, um die bestehende Arbeitnehmervertretung zu schwächen. Überprüft wird nur die formale Einhaltung der Vorgaben, und damit soll alles gut sein. Doch es ist mitnichten gut: Stattdessen müssen Kontrollen unangemeldet sein und sie müssen unabhängig durchgeführt werden, unter Beteiligung der Gewerkschaften.

Welche Verantwortung haben die Unternehmen, die Kleidung in Indonesien fertigen lassen?

Dina Septi Utami: Die Markenfirmen stehen an der Spitze der globalen Lieferkette der Textilien. Sie haben die größte Macht und machen den größten Gewinn. Sie müssen ihren eigenen Verhaltenskodex umsetzen, um den Textilarbeiterinnen und Textilarbeitern menschenwürdige Bedingungen zu garantieren. Sie dürfen nicht nur ihre Profitsteigerung im Blick haben.

Und die Verbraucherinnen und Verbraucher?

Dina Septi Utami: Für die Konsumenten ist es wichtig, dass sie sich informieren, welche Kleidung sie kaufen: Wer hat sie gemacht? Wo ist sie produziert worden? Wie sind dort die Arbeitsbedingungen? Jede Konsumentin und jeder Konsument kann Druck auf Markenfirmen ausüben, die Beschäftigten besser zu bezahlen.

Interview und Übersetzung: Dietrich Weinbrenner

„Ich will Würde“ – Eine Näherin aus Bangladesch klagt an

Shila Begum, 26, arbeitete im Fabrikgebäude Rana Plaza bei Dhaka, bis es einstürzte. Im Jahr danach erzählte sie von ihrer Arbeit und der Katastrophe.

Wir kennen uns zwar nicht, aber vielleicht hatte ich mal Ihre Hose in der Hand. Ich lebe in Bangladesch und habe als Näherin gearbeitet. Bis vor etwa einem Jahr, als die Textilfabrik Rana Plaza über meinem Kopf zusammenbrach. Seitdem kann ich nicht mehr arbeiten und warte darauf, dass die Hersteller, die dort nähen ließen, endlich eine Entschädigung zahlen.

Vor acht Jahren ist mein Mann gestorben. Ich war gerade 18 und stand plötzlich alleine da mit meiner Tochter Neba Moni. In Bangladesch gibt es kein Sozialsystem, das mir in dieser Situation geholfen hätte. Also zogen wir vor einigen Jahren in die Hauptstadt Dhaka, wo ich eine Stelle als Näherin fand. Ich arbeitete 14 Stunden am Tag und hatte in den meisten Wochen nicht einen Tag frei. Meine Aufgabe war es, Hosentaschen und Gürtelschlaufen an Jeans zu nähen. Das Geld, das ich verdiente, reichte gerade so für Essen und Miete.

Vor drei Jahren wechselte ich die Fabrik. Mein neuer Arbeitsplatz war im fünften Stock des Fabrik-Hochhauses Rana Plaza. Eigentlich war das Gebäude gar nicht als Fabrik gebaut worden. Später wurden drei Stockwerke nachträglich illegal draufgesetzt. Der Textilstaub wirbelte durch die Luft, aber wir bekamen keinen Atemschutz. Wir schwitzten, weil es keine Ventilatoren gab. Wir hatten keine Arbeitshandschuhe, und es gab keine Notausgänge.

„16 Stunden lang lag ich zwischen den Trümmern, so wurde es mir später erzählt.“

Am 23. April 2013 entdeckten meine Kolleginnen und ich Risse in den Betonwänden. Wir gingen sofort zu unseren Vorgesetzten, hatten Angst und wollten nicht weiterarbeiten. Aber die Chefs duldeten keine Diskussion. Sie drohten, uns den Lohn zu streichen, und schlugen uns mit Stöcken.

Das eingestürzte Fabrikgebäude Rana Plaza in Sabhar, Bangladesch, im Mai 2013.
Foto: Jaber Al Nahian, Creative-Commons-Lizenz BY-SA 2.0

Den nächsten Morgen werde ich nie vergessen. Gegen halb neun fiel der Strom aus, wie es oft passiert in Bangladesch. In meiner Nähmaschine klemmte gerade ein Hosenbund. Damit wir auch bei Stromausfällen weiternähen konnten, gab es Generatoren. Als sie ansprangen, vibrierte das ganze Haus. Plötzlich gab es einen riesigen Krach. Ich spürte, wie ich den Boden unter meinen Füßen verlor. Ich fiel. Das Dach stürzte herunter. Menschen schrien. Ich schrie.

Menschenschinderei in Manufakturen

Alexander von Humboldts Reise durch Lateinamerika führte ihn in die zentralmexikanische Stadt Querétaro. Über die dortige Textilproduktion notierte er am 4. August 1803 in seinem Reisetagebuch:

„Querétaro ist berühmt durch seine Manufakturen für grobe Tuche. Wir haben einige davon gesehen. Alles ist von höchster technischer Unvollkommenheit, besonders die Appretur und die Farbe. Aber das, was schaudern macht und wünschen, dass diese ganze Industrie nicht existierte, ist die schreckliche Behandlung, die man in diesen Manufakturen den unglücklichen Indios und anderen Farbigen, die dort arbeiten, angedeihen lässt.

Die Fabriken erscheinen wie Gefängnisse. Ein Pförtner, der einem Kerkermeister ähnelt, öffnet die Tür, die (sonst) immer verschlossen bleibt. Nichts Schmutzigeres, nichts Stinkenderes, nichts Dunkleres, nichts Ungesunderes als diese Arbeitsräume. Große Haufen menschlicher Exkremente mitten auf dem Hof. Die Menschen alle nackt, mager, ausgezehrt. Man hält sie die ganze Woche eingesperrt, und man trennt sie von ihren Frauen. Die Peitsche tanzt auf ihren Rücken. Man fragt sich, wie das bei freien Menschen möglich ist.

Die Lösung des Problems ist, dass sie nicht frei sind. Die Herren dieser Fabriken tun das, was man in Quito in den Werkstätten oder auf den Haciendas ganz Amerikas tut, wo es schwierig ist, Arbeitskräfte zu finden; sie schicken einige Wächter zu den armen Unglücklichen vor, die sie zugleich beim Trunk bezahlen. Schon wird der Schuldner abhängig vom Herrn, er ist Sklave, man lässt ihn arbeiten, damit er für seine Schuld bezahlt. Der Unglückliche arbeitet das ganze Jahr und wird niemals seiner Schuld ledig … Die Regierung müsste sich unbedingt mit diesen Missbräuchen befassen! Alle verständigen Menschen in Querétaro wünschen dies.“

Der Text ist ein Auszug aus Alexander von Humboldts Amerikanische Reise 1799-1804. Rekonstruiert und kommentiert von Hanno Beck. *Das Buch ist 2018 in achter Auflage in der Edition Erdmann (Verlagshaus Römerweg) erschienen.*

16 Stunden lang lag ich zwischen den Trümmern des Rana Plaza, so wurde es mir später erzählt. 16 Stunden, in denen ich mal wach, mal bewusstlos war. Um mich herum lagen leblose Körper, Frauen, mit denen ich zusammengearbeitet hatte. Ich konnte mich nicht bewegen. Eine Säule hatte sich in meinen Bauch gebohrt, ich spürte meine rechte Hand nicht mehr. Ich betete, weinte und dachte an meine Tochter. Ich hatte Angst, sie nie wiederzusehen.

Im Krankenhaus sagten mir die Ärzte, sie hätten meine Gebärmutter nicht mehr retten können: Neba Moni wird mein einziges Kind bleiben. Bis heute habe ich immer wieder Blutungen. Meine rechte Hand ist immer noch geschient, ich kann nicht greifen, habe Schmerzen. Als Näherin werde ich nicht mehr arbeiten können.

„Wir stehen vor dem Nichts,
sind arbeitsunfähig und haben kein Geld.“

Wie mir geht es mehr als 1.500 anderen Menschen, die den Einsturz des Rana Plaza verletzt überlebt haben. Wir und die Hinterbliebenen der Toten stehen vor dem Nichts, sind arbeitsunfähig und haben kein Geld. Wir sind darauf angewiesen, dass unsere Familien uns mit durchbringen. Bei mir sind es meine Schwestern. Die ältere hat mein Kind zu sich genommen, bei der jüngeren wohne ich, in einem vier Quadratmeter großen Zimmer.

Die Textilunternehmen in Europa und Nordamerika sind für unsere Situation verantwortlich. Sie kommen nach Bangladesch, um ihre Kleidung so günstig wie möglich produzieren zu lassen. Ihnen ist es egal, dass sie diese Preise nur bekommen, weil wir Näherinnen unter erbärmlichen Bedingungen arbeiten und schlecht bezahlt werden. Unsere Sicherheit, der Zustand der Fabriken – das alles spielt für sie keine Rolle.

„Bis heute habe ich keine Entschädigung bekommen."

KiK, Adler, Benetton, C&A, NKD – ich kannte diese Marken nicht. Heute weiß ich, dass ich oder meine Kolleginnen für sie Hosen und Blusen zusammengenäht habe. Die meisten Unternehmen, die in Rana Plaza produzieren ließen, weigern sich immer noch, ausreichend Geld in den Entschädigungsfonds einzuzahlen, den die Internationale Arbeitsorganisation der UN nach dem Unfall eingerichtet hat. Ich habe bis heute keine Entschädigung bekommen.

Die Hersteller machen es sich leicht: Sie sagen, sie hätten ja gar keine direkten Geschäftsbeziehungen zur Fabrik gehabt, sondern nur mit Subunternehmern zusammengearbeitet. Die entschieden, wo produziert werde. Aber letztlich bekamen die Hersteller Kleidung aus Rana Plaza, brachten sie nach Europa und Amerika, verkauften sie und erzielten Gewinne. Ganz egal, wie direkt oder indirekt ihre Geschäftsbeziehungen zu den Fabriken von Rana Plaza waren – sie haben von unserer Arbeit, unserer schlechten Bezahlung und den laschen Sicherheitsvorschriften profitiert. Sie tragen Verantwortung für diesen Unfall. Sie machen mich wütend.

Von den Menschen in Europa erwarte ich Unterstützung. Sie können die Unternehmen unter Druck setzen. Schreiben Sie ihnen, rufen Sie sie an. Fordern Sie bessere Arbeitsbedingungen für die Frauen, die in Bangladesch Ihre T-Shirts und Jeans zusammennähen.

Protokoll: Marcel Pauly

Der Text erschien zuerst 2014 in der Wochenzeitung Die Zeit.

Nach der Katastrophe: Der „Bangladesh-Accord" zu Brandschutz und Gebäudesicherheit

Als Reaktion auf den Einsturz des Rana-Plaza-Gebäudes wurde im Mai 2013 die „Vereinbarung über Brand- und Gebäudesicherheit in Bangladesch" (Bangladesh-Accord) ins Leben gerufen. Im Rahmen dieser rechtlich bindenden Vereinbarung, die von über 220 Unternehmen unterzeichnet wurde, sollten die dortigen Textilfabriken sicher gemacht werden.

Gründliche Inspektionen und Trainings der Arbeiterinnen und Arbeiter verbesserten die Arbeitssicherheit. Das Abkommen beinhaltet aber nicht die dringend notwendigen Verbesserungen weiterer Arbeitsbedingungen: Viel zu niedrige Löhne, zu viele Überstunden, Frauenerniedrigung und -beschimpfung und die mangelnde Freiheit, sich gewerkschaftlich zu organisieren, gehen weiterhin zu Lasten der Beschäftigten.

Eine Verlängerung des ursprünglich fünfjährigen Abkommens wurde bereits von über 140 Unternehmen unterzeichnet. Die Kampagne für Saubere Kleidung ruft dazu auf, dass alle Unternehmen, die in Bangladesch produzieren lassen, dem Nachfolgeabkommen beitreten.

Dietrich Weinbrenner

Modezeichnungen nächste Seite: Christine Naß

Modezeichnungen

Die Beiträge in diesem Heft werden begleitet von Zeichenarbeiten aus dem Bereich Modedesign. Sie ermöglichen einen Blick in den Entwicklungsprozess und illustrieren, wie Mode entsteht.

Zeichnerinnen und Zeichner:
Mustafa Ali-Abdullah, Christine Naß, Deborah Tänzer, Samantha Wall

Modezeichnungen Doppelseite: Deborah Tänzer

„Fast Fashion kann nicht sozial verträglich sein“

Interview mit Claudia Banz, Kuratorin der Ausstellung „Fast Fashion: Die Schattenseiten der Mode“

Frau Banz, wo kaufen Sie Ihre Kleidung?

Claudia Banz: Ich habe meinen Kleiderkonsum drastisch reduziert, da ich genügend zur Auswahl habe. Die Arbeit an meiner Ausstellung hat mich in dieser Hinsicht sehr beeinflusst: Ich achte inzwischen sehr auf sozial und ökologisch fair produzierte Mode.

Claudia Banz ist Kuratorin der Ausstellung „Fast Fashion: Die Schattenseiten der Mode“.

Die Ausstellung wirft einen Blick hinter die Kulissen der globalen Textilindustrie: Was erzählt der niedrige Preis eines T-Shirts über das Leben der Menschen, die Kleidung herstellen? In den Billiglohnländern verursacht die Fast-Fashion-Industrie gravierende soziale und ökologische Folgen. Als Gegenentwurf zeigt die Ausstellung Slow Fashion: Fair gehandelte, ethisch bewusste Kleidung aus regionaler Produktion.

„Fast Fashion: Die Schattenseiten der Mode“ war zuletzt im Kölner Rautenstrauch-Joest-Museum – Kulturen der Welt zu sehen.

www.fastfashion-rjm-koeln.de

Die Globalisierung hat die Modeindustrie beschleunigt und das Geschäftsmodell der Fast Fashion ermöglicht: als Massenware produzierte Mode, die in immer kürzeren Produktzyklen immer schneller auf den Markt gebracht wird. Wie konnte sich Fast Fashion etablieren?

Claudia Banz: Die Fast Fashion hat seit den 1990er Jahren ihren Siegeszug angetreten. Sie stellt ein ökonomisch äußerst erfolgreiches „Konzept“ dar. Die Investitionskosten sind gering, denn die Bekleidungsindustrie ist eine Pionierindustrie, die Ungelernten Zugang zu Arbeit und Lohn ermöglicht. Dadurch hilft sie den armen Ländern, ihre wirtschaftliche Entwicklung anzukurbeln. Außerdem öffnet Fast Fashion den globalen Modemarkt für Millionen Konsumentinnen und Konsumenten weltweit. Wenn sie alle billige Mode kaufen, ist der Gewinn immer noch größer, als wenn extrem teure, dafür aber nur wenige Haute-Couture-Stücke verkauft werden.

Welche Rolle spielt Verschwendung in der Mode?

Claudia Banz: Verschwenderischer Luxus war früher ein Privileg der wohlhabenden Schicht und galt zugleich als wichtigstes soziales Distinktionsmerkmal. Bedeutende Soziologen wie Georg Simmel haben über den Zusammenhang von Mode und Entwicklung des Kapitalismus geschrieben. Heute ermöglicht Fast Fashion den verschwenderischen Luxus für alle. Damit spielen die Marketingstrategen: In keinem Segment der Konsumgüterindustrie funktioniert das Prinzip, neue Bedürfnisse zu schaffen, so gut wie in der Mode.

Etwa durch künstliche Verknappung?

Claudia Banz: Genau. Künstliche Verknappung ruft in uns Menschen Urinstinkte wach, denn eigent-

Elf Familienmitglieder teilen sich einen einzigen Raum in Mirpur, Bangladesch. Foto: Taslima Akhter

lich sind wir immer auch noch Jäger. In den Sozialen Netzwerken kursieren beispielsweise die sogenannten „Beute-Videos“ (Haul Videos), in denen überwiegend junge Fashion Victims ihre neuesten Erwerbungen präsentieren.

Verändert Fast Fashion unsere Wertschätzung für Kleidung?

Claudia Banz: Die Wertschätzung geht gegen Null, weil alles so billig ist. Oftmals ist die Qualität so schlecht, dass die Kleidung schnell kaputt geht. Scheinbar neue Trends und Kollektionen – bis zu 14 pro Jahr – verleiten zu immer schnellerem Konsum. So oder so wird Kleidung viel häufiger entsorgt. Hier sind die Deutschen im europäischen Durchschnitt leider führend. Dass Mode viel mit künstlerischem Handwerk und Können zu tun hat, gerät den meisten Fast-Fashion-Konsumenten aus dem Blick.

Wie viel Zeit vergeht vom Entwurf für ein Kleidungsstück bis zur Lieferung ins Ladengeschäft?

Claudia Banz: Mitunter nur noch zehn bis 14 Tage.

Wie ist eine so kurze Zeitspanne möglich?

Claudia Banz: Dank Vertikalisierung, also der Steuerung der textilen Produktionskette vom Handel aus. Was dort heute abverkauft wird, soll im Hintergrund mit neuen modischen Inhalten bereits nachproduziert worden sein.

Welche Folgen hat die Vertikalisierung für die Textilarbeiterinnen und Textilarbeiter?

Arbeiterinnen trennen im indischen Panipat Pullover, Jacken und Mäntel auf. Aus der Altkleidung entstehen Notdecken für Katastrophengebiete. Textiletiketten, die für teure Markennamen werben, sind nur noch wertlose Informationen. Foto: Tim Mitchell

Claudia Banz: Im Prinzip werden sie immer mehr ausgebeutet und haben wenig Chancen darauf, dass sich ihre Lebenssituation entscheidend verbessert.

Wie sozial verträglich ist denn Fast Fashion? Ist die Ausbeutung von Arbeitskräften Grundbestandteil der weltweiten Fast-Fashion-Industrie?

Claudia Banz: Eine sozial verträgliche Fast Fashion gibt es nicht. Das ist ein Widerspruch in sich. Das ganze System der Fast Fashion basiert auf billigen Arbeitskräften.

Wissen denn die Modekonzerne, die Auftraggeber, wer in den Fabriken für sie arbeitet?

Claudia Banz: Spätestens seit dem schweren Unglück von Rana Plaza in Bangladesch 2013, bei dem über 1.000 Textilarbeiterinnen und Textilarbeiter starben, ist offensichtlich geworden, unter welchen zum Teil unmenschlichen Bedingungen Mode, und leider nicht nur Fast Fashion, produziert wird. Heute kann sich daher niemand mehr hinter der Mauer der vermeintlichen Unwissenheit verstecken.

In der Diskussion über Arbeitsbedingungen stehen oft nur die Näherinnen im Fokus, aber selten die Baumwollpflücker oder Arbeiterinnen und Arbeiter in Spinnereien, Gerbereien und Färbereien. Wie kommt das?

Claudia Banz: Das ist eine wichtige Frage. Vielleicht, weil ihnen die traurige Berühmtheit fehlt, die das Desaster von Rana Plaza den Textilarbeiterinnen beschert hat. Die Bedingungen sind in diesen Arbeitsfeldern noch viel schlechter, vor

allem, weil gefährliche Chemikalien im Spiel sind, von denen in Europa sogar einige verboten sind.

Über Jahrhunderte gab es in Europa eine bedeutende Textilindustrie, doch seit den Fünfzigerjahren wurde ein Großteil der Arbeitsplätze ins Ausland verlagert, wo niedrigere Löhne gezahlt werden. Jedes zweite Kleidungsstück wird heute in China hergestellt. Wandert die Industrie weiter?

Claudia Banz: Ja, das ist die traurige Realität. Am Ende geht es wider besseren Wissens immer darum, noch niedrigere Löhne herauszuholen. Daher zieht die Textilkarawane weiter, nach Myanmar oder in verschiedene afrikanische Länder.

Was bedeutet dieser Wettlauf um immer geringere Produktionskosten für die Beschäftigten?

Claudia Banz: Dass sie sich dem sogenannten *race to the bottom* nicht entziehen können. Inzwischen versuchen ja viele Textilarbeiterinnen, sich gewerkschaftlich zu organisieren. Aber da die Textilbranche, wie etwa in Bangladesch, eine wichtige Säule der Wirtschaft darstellt, wird das Thema Mindestlöhne von der Politik nicht unbedingt gefördert.

Die Ausstellung „Fast Fashion“ war auch in der indonesischen Hauptstadt Jakarta und in Manila auf den Philippinen zu sehen, zwei Produktionsländern der Fast-Fashion-Industrie. Wie wurde die Ausstellung dort aufgenommen?

Claudia Banz: Sehr positiv. Wir haben viele Workshops mit Studierenden veranstaltet und mit Modemachern zusammengearbeitet, die ihre Slow Fashion in der Ausstellung präsentiert haben. Es gibt in diesen Ländern ja auch eine Rückbesinnung auf die reiche, eigene Textiltradition, alte Techniken und natürliche Materialien. Aber es braucht mehr Möglichkeiten, diese Arbeiten sichtbar zu machen, sich zu vernetzen. Und hier hat die Ausstellung eine kleine Plattform geboten.

Seit Oktober ist die Ausstellung in Köln zu sehen, erstmals gezeigt wurde sie im Frühjahr 2015 in Hamburg. Wie viel mussten Sie an der Ausstellung überarbeiten, hat sich die Modeindustrie in den letzten vier Jahren gewandelt?

Claudia Banz: An der Basis tut sich einiges: Nichtregierungsorganisationen sowie Modeaktivistinnen und Modeaktivisten leisten wichtige Arbeit, immer mehr junge Modedesignerinnen und Modedesigner nehmen ihre soziale und ökologische Verantwortung bei der Gestaltung von Kleidung ernst und gründen innovative Start-ups. Auch nehme ich eine steigende Sensibilität in Bezug auf die Schattenseiten der Mode war. Das sind wichtige Entwicklungen. Aber im Großen und Ganzen hat sich in der Modeindustrie leider noch nicht viel verändert. Vier Jahre sind dafür eine zu kurze Zeit.

Lässt sich Fast Fashion überhaupt verantwortungsvoll kaufen?

Claudia Banz: Meiner Meinung nach nicht.

Wie sehen ethisch vertretbare Alternativen des Modekonsums aus?

Claudia Banz: Wir sollten Kleidung wieder mehr wertschätzen. Bereit sein, mehr zu zahlen, wenn sie sozial und ökologisch fair produziert wird. Es gibt inzwischen auch viele spannende Projekte wie Kleidertauschbörsen oder Änderungsschneidereien, in denen man Stücke, die nicht mehr passen, zu tollen anderen Stücke umnähen lassen kann. Ich habe mir auch mal aus einer Hose ein Kleid machen lassen.

Welchen Einfluss habe ich als einzelne Modekäuferin, als einzelner Modekäufer?

Claudia Banz: Weniger ist mehr – und billig ist am Ende teuer. Wenn wir bewusster und verantwortungsvoller konsumieren, haben wir durchaus sehr viel Macht, die dringend anstehenden Veränderungen mit zu initiieren und zu gestalten. Dies gilt nicht nur für die Mode.

Arbeitsbedingungen in der globalen Textilproduktion

Seit vielen Jahren schon machen Menschenrechtsorganisationen wie die Kampagne für Saubere Kleidung auf die zahlreichen Arbeitsrechtsverletzungen bei der Produktion von Textilien und Bekleidung aufmerksam. Doch wie gravierend sind diese Missstände? Wo finden sie statt und welche AkteurInnen tragen dafür die Verantwortung?

Arbeitsrechte sind Menschenrechte

Nehmen wir das Beispiel Indonesien: Das Land gehört zu den zehn wichtigsten Bekleidungsexporteuren der Welt. Dort ist besonders die Sportartikelindustrie (adidas, Nike, Puma u.a.) sehr stark vertreten, aber auch Bekleidung für Massenanbieter wie z.B. H&M oder C&A oder hochpreisige Ware z.B. von Seidensticker oder Gerry Weber werden dort hergestellt.

Es gibt nur noch wenige Produktionsstätten, die den Auftraggebern selbst gehören. In der Regel beauftragen H&M und Co. indonesische Zulieferbetriebe, nach einem vorgegebenen Design eine bestimmte Stückzahl an Bekleidung herzustellen und pünktlich zu liefern.

Arbeiterunterkunft in Sri Lanka Foto: Dietrich Weinbrenner

Die mehr als eine Million Beschäftigten in der indonesischen Textil- und Bekleidungsindustrie, die nähen, weben, verpacken etc. arbeiten also in der Regel bei einem Zulieferbetrieb der deutschen oder europäischen Auftraggeber. Der Zulieferbetrieb hat deshalb auch die direkte Verantwortung für die Arbeitsbedingungen.

Wenn diese Arbeitsbedingungen gegen Menschenrechte bei der Arbeit verstoßen, also Mindestlöhne nicht gezahlt werden, Überstunden erzwungen werden, Kinder im Betrieb beschäftigt werden, Frauen schlechter als Männer bezahlt werden oder keine Gewerkschaft im Betrieb erlaubt wird – dann sind die Auftraggeber aber zumindest indirekt dafür verantwortlich: Denn der Wettbewerb im Bekleidungsmarkt ist groß. Wer sich an diesem Markt behaupten will, muss nicht nur gute oder modische Produkte anbieten, sondern auch Kosten reduzieren, wo es nur geht.

> Produziert ein Betrieb nicht günstig oder schnell genug, ziehen die Auftraggeber zum nächsten Zulieferer

Was das im Vergleich zum Endverkaufspreis zum Beispiel eines Sportschuhs bedeutet, wurde vor mehr als 15 Jahren schon einmal ausgerechnet: Die indonesischen Arbeitskosten in einem Sportschuh, der in Europa verkauft wird, lagen damals bei rund vier Prozent. Obwohl die Kostenkalkulationen der Auftraggeber nicht öffentlich sind, kann man davon ausgehen, dass bei allen Bekleidungsstücken, ob preiswert oder teuer, die Arbeitskosten auch heute noch im niedrigen einstelligen Prozentbereich liegen.

Menschenrechte bei der Arbeit

Die sog. Kernarbeitsnormen der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) sind als Menschenrechte bei der Arbeit weltweit anerkannt. Auf ihre Umsetzung müssen die ILO-Mitgliedsstaaten hinarbeiten – egal, ob sie die einzelnen acht Übereinkommen ratifiziert haben oder nicht.

Die acht Kernarbeitsnormen sind:

Nr. 29 und Nr. 105	Abschaffung von Zwangs- oder Pflichtarbeit
Nr. 87 und Nr. 98	Recht auf Vereinigungsfreiheit und Kollektivverhandlungen
Nr. 100 und Nr. 111	Anti-Diskriminierung in Beschäftigung und Beruf
Nr. 138 und Nr. 182	Verbot von Kinderarbeit

Außerdem formuliert schon die ILO-Verfassung von 1919 als einen ihrer Grundsätze „die Bezahlung der Arbeiter mit einem Lohne, der ihnen eine (...) angemessene Lebensführung ermöglicht“. Hieran knüpfen Kampagnen zur Zahlung existenzsichernder Löhne an.

Sabine Ferenschild

Die Preise, die die Zulieferbetriebe von ihren Auftraggebern erhalten, sind in den letzten Jahren in vielen Fällen noch gesunken. Das kann ein Zulieferbetrieb aber nur dann ökonomisch überleben, wenn er seine eigenen Kosten senkt: Überstunden werden nicht oder zu gering entlohnt, Lohnerhöhungen werden ausgesetzt, Entschädigungen bei Entlassungen (in Indonesien rechtlich verbindlich) nicht gezahlt, Gewerkschaftsgründungen verhindert.

Wenn der Zulieferbetrieb trotz aller Sparmaßnahmen die Preiserwartungen der Auftraggeber nicht erfüllen oder die erwünschten Lieferzeiten nicht einhalten kann, weil er zum Beispiel keine gesetzwidrigen Arbeitszeiten von 14 bis 16 Stunden am Tag anordnet, dann ziehen die Auftraggeber schnell weiter: zu günstigeren Zulieferern oder sogar in günstigere Produktionsländer. Auch zwischen den Staaten insbesondere in Asien entsteht so ein großer Konkurrenzdruck. Wenn Mindestlöhne erhöht werden sollen, ist ganz oft ein schlagkräftiges Gegenargument, dass man dann nicht mehr mit den günstigeren Nachbarländern mithalten könne.

Das Ende der Freiwilligkeit

Seit den 1990er Jahren macht die Kampagne für Saubere Kleidung auf die Arbeitsrechtsverletzungen in der textilen Kette aufmerksam. Lange verneinten die europäischen Unternehmen ihre Verantwortung für die Arbeitsbedingungen in den Zulieferbetrieben. Das ist heute anders. Doch nehmen die meisten Auftraggeber ihre Verantwortung „freiwillig“ über die Durchführung von Sozialaudits wahr: Sie schicken einen Dienstleister in ihre Zulieferbetriebe, der bei seinen Besuchen eine Checkliste zu den dortigen Arbeitsbedingungen abarbeitet. Das ist nicht immer glaubwürdig, festgestellte Missstände werden nicht unbedingt behoben, die vorgelagerten Betriebe wie etwa Unter-Auftragnehmer oder Produzenten von Vorprodukten werden in der Regel gar nicht erreicht.

Es ist Zeit, im Rahmen von gesetzlichen Maßnahmen die Auftraggeber für Missstände in ihrer Lieferkette zur Verantwortung zu ziehen und damit das Zeitalter der freiwilligen Sozialverantwortung zu beenden.

Sabine Ferenschild

LABEL-PORTRAIT SHIPSHEIP

„Wir wollten ein faires Label gründen, das nicht auf Kosten anderer produziert“

Interview mit Daniela Wawrzyniak, Gründerin des Modelabels Shipsheip

Frau Wawrzyniak, worauf achten Sie selbst, wenn Sie Kleidung kaufen?

Daniela Wawrzyniak: Seit ich mich mit dem Thema Fair Fashion auseinandersetze, kaufe ich anders ein: Ich besuche keine großen Einkaufsstraßen mehr und frage mich vor dem Einkauf, ob ich überhaupt etwas Neues brauche. Wenn ich etwas kaufe, achte ich auf verlässliche Siegel, etwa von Fairtrade oder der Fair-Wear-Foundation. Kleine Label können sich die Textilsiegel oft nicht leisten, dann achte ich darauf, dass ich das Label kenne.

Heißt das, Sie kaufen selbst ausschließlich faire Mode?

Daniela Wawrzyniak: Ich kaufe auch Second-Hand-Kleidung. Viele Kleidungsstücke sind bereits produziert und können weiter getragen werden, dafür gibt es etwa die Kleiderei, bei der man Kleidung ausleihen kann, oder Kleiderkreisel, wo man leicht an Second-Hand-Mode kommt.

Gemeinsam mit der Modedesignerin Joana Ganser gründete die Theologin Daniela Wawrzyniak 2015 das Modelabel Shipsheip. Das Label vertreibt faire Mode, die in Indien und Portugal hergestellt wird, online und im Ladengeschäft in Köln.

www.shipsheip.com

Wann ist Mode eigentlich „fair“?

Daniela Wawrzyniak: Anders als bei Bioprodukten ist der Begriff „fair“ nicht rechtlich geschützt. Daher kann sich jede Firma ohne rechtliche Konsequenzen „fair“ auf die Fahnen schreiben. Spricht man von fairer Mode, kommen zur Einordnung daher nur die Siegel infrage. Da geht es einerseits um ökologische Aspekte, dafür ist das GOTS-Siegel ein sehr verlässlicher Indikator. Andere Siegel nehmen soziale Kriterien in den Fokus, etwa Fairtrade oder die Fair-Wear-Foundation. Trägt ein Kleidungsstück eines dieser Siegel, kann man von fairer Mode sprechen. Das Thema ist allerdings sehr komplex: Das Fairtrade-Siegel für Kleidung ist momentan nur auf den Rohstoff, die Baumwolle, bezogen. Derzeit wird das Textilsiegel weiter entwickelt, sodass es alle Stationen der Wertschöpfungskette berücksichtigt. Das Siegel der Fair-Wear-Foundation bewertet hingegen vor allem die Konfektion, das Nähen. Ein faires Siegel für die gesamte Produktionskette gibt es also noch nicht.

Sie kennen die Modebranche von innen. Wie fair ist die faire Mode großer Konzerne?

Daniela Wawrzyniak: Es gibt größere Marken wie Filippa K. oder hessnatur, die für faire Mode stehen, die also sowohl auf ökologische wie soziale Kriterien achten. Die Gründung einer sozial-ökologischen Marke war bei diesen beiden Unternehmen bereits Ursprungsgedanke. Bei großen Konzernen wie H&M oder Inditex/Zara gibt es zwar beispielsweise die „Conscious Collection“ oder Kleidung aus Biobaumwolle. Dahinter steckt allerdings viel Greenwashing und Augenwischerei. Bei Biobaumwolle etwa bleibt häufig offen, wie viel davon wirklich bio ist: Manche Biosiegel akzeptieren genmanipuliertes Saatgut, bei anderen ist nur der Anbau biologisch und alle weiteren Produktionsschritte wie der Färbeprozess unterliegen

überhaupt keinen ökologischen Kriterien. Als Käufer muss man also selbst sehr genau darauf achten, was bei Konzernen an der Stange hängt: bei H&M, bei Zara, bei Primark, aber auch bei großen Luxusmarken wie Hugo Boss.

War das für Sie der Grund, Ihr Label Shipsheip für faire Mode zu gründen?

Daniela Wawrzyniak: Ich bin Theologin und habe mich in meinem Studium mit Sozialethik, Wirtschaftsethik und in der Praktischen Theologie auch mit Entwicklungspolitik beschäftigt. In all diesen Bereichen ist Fairer Handel ein Thema, dessen Konzept ich in der Praxis ausprobieren wollte. Meine Geschäftspartnerin bei Shipsheip hat Modedesign studiert und wollte ein eigenes Modelabel gründen. Für sie war selbstverständlich, dass es aus ihrer ethischen Haltung heraus auf guten Produktions- und Arbeitsbedingungen aufbaut. Also haben wir ein faires Label gegründet, das nicht auf Kosten anderer produziert, sondern dafür sorgt, dass alle an der Wertschöpfung Beteiligten auch davon profitieren können. So entstand Shipsheip.

Zur Produktion Ihrer ersten Kollektion haben Sie die Arbeiterinnen und Arbeiter in den indischen Bundesstaaten Odisha und Tamil Nadu besucht und mit ihnen gesprochen. Welche Eindrücke nahmen Sie von dort mit?

Färberei im indischen Tiruppur

Foto: Shipsheip/Christoph Schnedler

Daniela Wawrzyniak: Für uns war von Anfang an klar, dass wir uns vor der Labelgründung vor Ort einen eigenen Eindruck verschaffen. Besonders interessant war, alle verschiedenen Stationen der Herstellung anzuschauen – Garnproduktion, Flächenfärbung, Stoffverarbeitung, Konfektion. Erst beim Besuch vor Ort erschließen sich die technischen Abläufe der Produktionskette in ihrer ganzen Komplexität. Dadurch und beim Gespräch mit den Menschen vor Ort konnten wir ein Verständnis dafür entwickeln, welche Schritte zur Herstellung eines simplen T-Shirts nötig sind.

Ist Ihnen eine Station Ihrer Reise besonders in Erinnerung geblieben?

Daniela Wawrzyniak: Der Besuch der Baumwollbauern in vier Dörfern in Odisha war der prägendste Moment der Reise: Natürlich leben die Menschen in der Färberei oder der Näherei vom Mindestlohn und an der Armutsgrenze. Den Baumwollbauern bleibt zum Leben aber nur das Allernötigste. Wir waren in vier verschiedenen Dörfern mit jeweils rund fünfzig Einwohnern. Die Bauern leben in einfachen Hütten ohne Elektrizität, ohne fließendes Wasser. Es gibt aber eine starke Dorfstruktur, in der Aufgaben klar verteilt sind und die Kinder zur Schule gehen. Es helfen auch Kinder auf dem Feld mit – aber erst, nachdem sie in der Schule waren. Als Frau hat mich begeistert, dass Frauen in der Gemeinschaft eine starke Führungsrolle innehaben. Wir haben ein Dorf besucht, dessen Bevölkerung erstmals mit Menschen aus Westeuropa in Berührung gekommen ist, das war spannend für beide Seiten. Nach anfänglicher Nervosität sprachen wir ausführlich über die Baumwollernte und über die Produktion, bei der Frauen viel mitbestimmen.

Wie hat sich der Alltag der Baumwollbauern durch die Fairtrade-Produktion verändert?

Daniela Wawrzyniak: Ihr Leben verbessert sich durch die Fairtrade-Kooperative in kleinen Schritten: Jeder hat eine Perspektive, hat genug zum Überleben und auch so viel, dass man damit planvoll umgehend kann. Die Bauern haben eine Zukunft für sich und ihre Kinder im Kopf, das war in den Gesprächen spürbar. Das kleine finanzielle Plus durch höhere Preise für die Baumwolle und die Fairtrade-Prämie macht einen großen Unterschied.
Neben der finanziellen Verbesserung für die Menschen vor Ort gibt es außerdem ein Angebot an Weiterbildungen. Die Menschen in der Kooperative arbeiten nicht nur zusammen, sondern tauschen auch Wissen miteinander aus, etwa über das ökologische Düngen der Felder und den Verzicht auf Pestizide durch Einsatz von natürlichen Stoffen. Das wird auch von umliegenden Dörfern wahrgenommen, die noch nicht zur Kooperative gehören – und führt dazu, dass sie sich anschließen möchten.

Fotos: Shipsheip/Christoph Schnedler (l., o.), Shipsheip/Oliver Rudolph (r.)

Wie sind die Arbeitsbedingungen in Tiruppur, wo gesponnen und genäht wird?

Daniela Wawrzyniak: Die Näherei ist mit 25 Beschäftigten sehr klein und mit Absicht so gegründet worden, damit dort ein gutes Arbeitsklima herrscht. Die wöchentliche Arbeitszeit beträgt 48 Stunden, das ist die Normalarbeitszeit in Indien. Die Arbeiter sind sechs Tage in der Woche dort, sonntags ist frei. Natürlich werden auch mal Überstunden gemacht, die dann vergütet werden. Die Näherei ist ein Vorzeigeprojekt und liegt anders als die meisten Betriebe nicht außerhalb, sondern mitten im Dorf, damit die Beschäftigten ein nahes Arbeitsumfeld haben. Dagegen ist die Spinnerei und Färberei ein deutlich größerer Betrieb, dort arbeiten ungefähr 3.000 Menschen – zu den gleichen Bedingungen wie in der Näherei. Natürlich ist es in einem kleinen Betrieb leichter, die Einhaltung der Arbeitsnormen zu überprüfen. Aber auch hier wird auf Arbeitszeiten, Bezahlung und Arbeitssicherheit geachtet.

Wer kontrolliert, ob die Arbeitsrichtlinien eingehalten werden?

Daniela Wawrzyniak: Unsere Betriebe sind GOTS- und Fairtrade-zertifiziert, deshalb kommen mindestens einmal im Jahr externe Prüfer in die Produktionsstätten, mal angekündigt und mal unangekündigt. Nach einem festgelegten Protokoll werden alle Bereiche überprüft.

Gehen Ihnen die Regeln der Zertifizierung weit genug?

Daniela Wawrzyniak: Bei ökologischen Kriterien sind die Siegel sehr weitreichend und strikt, da ist GOTS eines der bestmöglichen Siegel. Bei sozialen Kriterien ist noch einiges zu tun. Man merkt das daran, dass Fairtrade nun das Textilsiegel eingeführt hat. Ein Ziel ist, die Kriterien für den Rohstoff, die Baumwolle, also Fairtrade-Prämien oder Weiterbildungsmaßnahmen, auch auf alle weiteren Stationen der Produktionskette wie Garn, Färben

oder Konfektion auszuweiten. Das zeigt, dass es noch Bedarf gibt, die sozialen Kriterien weiter zu verankern. Bei GOTS greifen derzeit die ILO-Kernarbeitsnormen: Es darf keine übermäßigen Überstunden geben, keine Diskriminierung, keine Kinder- oder Sklavenarbeit. Das sind die grundlegenden Arbeitsbedingungen, die für die Siegel verpflichtend sind, aber hier sollte man noch strengere Vorgaben machen. Deshalb haben wir entschieden, selbst vor Ort zu sein und uns immer wieder ein Bild zu machen, was umgesetzt wird und wo weiter Bedarf besteht.

Welche sozialen Effekte werden bei den Siegeln bislang zu wenig beachtet?

Daniela Wawrzyniak: Beim Mindestlohn etwa gibt es noch viel zu tun: Für das Textilsiegel wird die Umstellung auf einen Existenzlohn angestrebt. Offen ist aber noch die Frage, wie sich ein existenzsichernder Lohn definiert. In Portugal ist der staatliche Mindestlohn erschreckend niedrig und liegt für Näherinnen bei monatlich rund 565 Euro. Das ist viel zu gering. Arbeiterinnen mit langjähriger Berufserfahrung erhalten zwar einen höheren Lohn. Aber beim Lohn muss man ansetzen, damit die Beschäftigten ihre Lebenshaltungskosten tragen können.

Dennoch lassen Sie in Portugal seit 2018 ebenfalls Teile für Shipsheip fertigen.

Daniela Wawrzyniak: Wir haben Portugal zur Produktion dazu genommen, weil wir wegen der großen Distanz nicht so oft in Indien vor Ort sein können, wie wir möchten. Außerdem wollen wir auch in der Europäischen Union produzieren, denn man nimmt fälschlicherweise an, schlechte Produktionsbedingungen gäbe es nur in Südostasien und anderen weit entfernten Regionen. Auch in osteuropäischen Ländern oder eben in Portugal sind die Produktionsbedingungen schwierig. Mit unserer Unterstützung dort möchten wir zur Verbesserung beitragen.

Wie unterschiedlich sind Ihre beiden Produktionsstandorte Indien und Portugal?

„Das größte Problem ist, dass die Kunden kaum eine Vorstellung von der Arbeit auf den Feldern haben.
Ich denke, wenn sich die Verbraucher erst einmal über die Vorteile des fairen Handels für die Arbeit der Baumwollbauern im Klaren sind, wird sich vieles zum Besseren wenden. Denn nichts bringt den Menschen hier so große Vorteile wie der faire Handel. “

Pravakar Meher, Sprecher der Pratima Organic Grower Group, einer Kooperative von Baumwollfarmern in Bolangir im indischen Bundesstaat Odisha

Daniela Wawrzyniak: Portugal hat eine langjährige Tradition in der Textilherstellung, deshalb gibt es mehr Auswahl für Verarbeitungsmöglichkeiten. Das lässt sich aber nicht direkt vergleichen, weil wir in Indien bewusst in einer kleinen Näherei produzieren, die natürlich nicht die Standards einer großen Fabrik bieten kann.

Eine Näherin, die für Shipsheip in Portugal arbeitet, erhält den portugiesischen Mindestlohn, also 565 Euro im Monat. Wie ist es in Indien?

Daniela Wawrzyniak: In unserer Näherei in Indien wird rund 30 Prozent mehr gezahlt als der staatliche Mindestlohn von 8.700 Rupien, insgesamt also etwa 135 Euro im Monat.

Können sich die Näherinnen, die in Indien und Portugal für Shipsheip arbeiten, faire Mode leisten?

Daniela Wawrzyniak: Näherinnen in Indien könnten nicht bei Shipsheip kaufen, weil der Preisunterschied zwischen den Ländern hinzukommt. In Indien wird aber fair produzierte Mode auch im Land selbst verkauft, das ist eines der Ziele von Fairtrade India. Die Baumwollbauern hingegen haben keinen finanziellen Spielraum, bestimmte Kleidung zu kaufen. Sie kaufen auf den nächstgelegenen Märkten, wo die Kleidung meist handge-

näht ist. In Portugal könnten sich die Näherinnen natürlich Mode leisten. Auch hier sind die Möglichkeiten bei 565 Euro Monatslohn aber begrenzt. Es kommt darauf an, welche Marken man kauft.

Ein weißes Hemd aus Biobaumwolle, das in Belgien beim Label Honest By genäht wird, kostet 330 Euro. Was würde Ihr Kleid „Ellie“ kosten, wenn man es in Deutschland herstellt?

Daniela Wawrzyniak: Wir bieten auch Made-to-Wear-Mode an, die von uns in einem Atelier in Bonn von einer Schneidermeisterin gefertigt wird. Dann kostet das Kleid 149 Euro, also 30 Euro mehr. Das Kleid ist aber deutlich einfacher zu schneidern als ein Hemd: Mit Knopfleiste, Manschetten und Kragen arbeitet man daran durchaus sechs Stunden, unsere Schneidermeisterin erhält 30 Euro Stundenlohn und der Preis für das Hemd läge damit auch bei uns in derselben Größenordnung.

Wer kann sich denn faire Mode leisten?

Daniela Wawrzyniak: Es gibt eine große Spannbreite bei fairer Mode. Shipsheip liegt im höheren Mittelpreissegment, andere produzieren mittlerweile auch T-Shirts aus Biobaumwolle für zehn Euro. Die beiden großen Preisfaktoren sind Qualität, also Material und Verarbeitung, und Quantität. Ich habe testweise einige solcher T-Shirts eingekauft. Sie gingen schnell aus der Form, die Qualität der Schnittentwicklung und der Verarbeitung ist längst nicht so gut wie bei teureren T-Shirts. Das macht das T-Shirt im Vergleich weniger nachhaltig. Auch die Menge ist entscheidend: Würden wir mit Shipsheip in Indien und Portugal die zehnfache Menge einkaufen, könnten wir deutlich günstiger herstellen. Für einen großen Konzern wie H&M würde eine komplette Umstellung auf faire Mode pro Kleidungsstück gar nicht sehr viel mehr kosten. Derzeit ist Faire Mode auch in Deutschland tatsächlich nicht für alle erschwinglich. Für Menschen, die unter der Armutsgrenze leben, ist faire Mode immer noch viel zu teuer.

Model mit Kleid „Ellie“
Foto: Shipsheip/Oliver Rudolph

Die Baumwolle für Shipsheip wird im indischen Bolangir von einer Kooperative angebaut. Deren Sprecher sieht ein großes Problem darin, dass die Konsumenten in aller Welt so gut wie keine Vorstellung von der Arbeit auf den Baumwollfeldern haben und deshalb nur wenig faire Mode kaufen. Hierzulande schätzt der Verband der deutschen Textil- und Modeindustrie den Marktanteil fairer Mode auf gerade einmal zwei Prozent. Sind die Menschen noch nicht bereit, Kleidung verantwortungsvoll zu kaufen?

Daniela Wawrzyniak: Faire Mode ist immer noch ein Nischenmarkt. In den letzten Jahren steigt das Bewusstsein für die Produktionsbedingungen, bislang stehen dabei vor allem die Näherinnen im Fokus und weniger die Rohstoffproduzenten. Zwar sagen immer mehr Menschen über sich selbst, dass ihnen faire Produktionsbedingungen wichtig sind. Trotzdem wird im Alltag einfach gekauft, was gefällt. Das liegt auch am Siegeldschungel, durch den sich Verbraucher hindurcharbeiten müssen. Vor allem aber liegt es daran, dass der Modekauf weiterhin hauptsächlich eine emotionale Entscheidung ist: Man kauft, weil man etwas ansprechend findet. Neben den höheren Preisen sind das die beiden Gründe, dass sich faire Mode nur langsam durchsetzt.

LABEL-PORTRAIT HUDHUD COUTURE

Neue Kleidung aus alten Stoffen

Das Upcycling-Modelabel Hudhud in Neukirchen-Vluyn schneidert Mode aus Stoffresten und abgelegter Kleidung

Ein kleines Nähatelier im Ortskern von Neukirchen-Vluyn am Niederrhein. Nördlich von Krefeld, dem einstigen Zentrum der Samt- und Seidenindustrie, entstehen hier aus alten Stoffen neue Kleidungsstücke. Im Ladenlokal surren die Nähmaschinen. Genäht wird an mehreren Tischen gleichzeitig, denn der Laden ist zugleich offene Nähwerkstatt und Atelier des jungen Upcycling-Labels Hudhud Couture.

Kreativer Kopf hinter Hudhud ist Ruth Braun. Die gelernte Herrenschneiderin steht im Stofflager, wo die unterschiedlichsten Farben und Muster große Regale bis an die Decke füllen. „Die Ideen kommen

Ruth Braun ist der kreative Kopf des Labels Hudhud

Fotos: EKD, Creative-Commons-Lizenz BY 4.0

ganz von allein, wenn ich den Stoff anschaue“, sagt Braun. Die Umsetzung geschehe dann im Team, betont sie und zeigt einen Rock, der aus einer Jeans entstand: „Die Beine der Hose haben wir zu einer Tragetasche verarbeitet. Den Rest wollten wir nicht wegwerfen, schließlich ist es eine gut verarbeitete Hose mit Reißverschluss, Taschen, Knöpfen und Nietenverzierungen. Also haben wir es mit einem Jersey-Stoffrest kombiniert, von dem es nur ein kleines Stück gab. Es reichte gerade aus, und nun passt es richtig gut zusammen.“

Die Idee des Upcyclings, also das Umwandeln von alten, nicht mehr benötigten Materialien in etwas Nützliches, macht seit den Neunzigerjahren eine erstaunliche Karriere. Wo Rohstoffe knapp waren, wurde zu jeder Zeit erfindungsreich repariert und das Wenige möglichst lange nutzbar gehalten.

Durch Upcycling werden Gegenstände kreativ zweckentfremdet

Durch das Upcycling aber werden Gegenstände kreativ zweckentfremdet. Der Stoff eines alten Bühnenvorhangs reicht für viele Röcke, und einer Hudhud-Weste aus Jeansstoff sieht man ihr vorheriges Leben als Hose an: Die Hosentaschen sind nun verkehrt herum, verstecken sich aber nicht. Die Röcke und Kleider in bunten Farben lassen sich hingegen nicht anmerken, dass sie Upcycling-Produkte sind.

Eigentlich müsste niemand mehr etwas wegwerfen, findet Ruth Braun: „Es kommt alles wieder, nur ein bisschen anders. Und genau das ist der Sinn von Upcycling: Ein Kleidungsstück wiederverwerten und dabei anders aussehen lassen, obwohl es dasselbe ist.“

Hudhud entstand aus einem Beratungsangebot für Flüchtlinge, das die Tuwas-Genossenschaft aus dem benachbarten Moers ins Leben rief. Viele der Menschen, die aus dem syrischen Aleppo an den Niederrhein kamen, sind ausgebildete Schneider mit großer Berufserfahrung: Aleppo war ein Zentrum der Textilindustrie in Syrien.

In den Weiterbildungskursen der Genossenschaft begannen sie, aus gespendeten Stoffen neue Kleidung zu schneidern. „Bei Hudhud wollen wir gut qualifizierten Handwerkern, die nach Deutschland zugewandert sind, eine berufliche Chance geben“, sagt Rainer Tyrakowski-Freese, Vorstand der Tuwas-Genossenschaft.

„Wir lassen uns immer etwas Besonderes einfallen“

Jaudat Sido ist einer von ihnen. Er ist bei Hudhud fest angestellt und hat über 20 Jahre lang in Aleppo als Schneider gearbeitet, bevor er vor sechs Jahren nach Deutschland kam. Mit Ruth Braun bespricht er die Schnitte für ein Kleid, an dem sie gerade arbeiten. Der seidige graue Stoff fällt sanft auf den Arbeitstisch, mit seinem Muster

Schneidern Unikate für Hudhud: Jaudat Sido und Ghadeh Allaham

Fotos: EKD, Creative-Commons-Lizenz BY 4.0

aus kleinen schwarzen Quadraten wirkt das Kleid bereits elegant, obwohl die Ränder noch nicht gesäumt sind. Hudhud fertigt Konfektionsgrößen, aber auch Maßaufträge.

„Ich liebe meine Arbeit, für Hudhud arbeite ich an vielen unterschiedlichen Stücken“, sagt Sido. „Wir nähen Kleider, Röcke, Hosen, aber auch Schürzen und Taschen – und versuchen immer, uns etwas Besonderes einfallen zu lassen. Wir wollen außergewöhnliche Stücke herstellen.“

Zum Beispiel Stoffballons für Kinder. Aus großen Bahnen schneidet Ghadeh Allaham akkurat den Stoff dafür zu. Allaham war 35 Jahre lang Buchhalterin im syrischen Darʿā, wo 2011 die ersten Proteste gegen die Regierung begannen. Bei Hudhud arbeitet sie von Anfang an mit. Für die Ballons kombiniert sie bunt gemusterte Stoffe, etwa eine halbe Stunde vergeht vom Zuschnitt bis zum fertig genähten Stoffballon. Anschließend wird sie ein anderes Stück schneidern, auch das wieder ein Unikat, wie alles bei Hudhud.

Upcycling-Projekt der Berliner Stadtmission

„Unter dem Namen WaterToWine stellen unsere Mitarbeiter von Komm&Sieh gGmbH der Berliner Stadtmission neue Produkte aus nicht mehr tragbaren Textilien her. Der kaputte Pullover wird beispielsweise zu einer Wollmütze und die ausgediente Jeans zu einer Bauchtasche. Ist das Kleidungsstück tadellos, dann kommt es in erster Linie in die Kleiderkammer für Bedürftige und im zweiten Schritt in die Komm&Sieh-Kiezläden, deren Erlöse wieder zurück in die soziale Arbeit der Berliner Stadtmission fließen. An dritter Stelle darf das Nählabor Wunder tun. Die Transformation ‚von Wasser zu Wein‘ während der Hochzeit zu Kana gilt als erstes Wunder Jesu, das in der Bibel erzählt wird. Daher nennen wir unsere Upcycling-Produkte WaterToWine. Wir fertigen auch auf Bestellung und bieten zum Beispiel Upcycling-Geschenke für Mitarbeiter an.“ *Stefanie Kenitz*

www.berliner-stadtmission.de/water-to-wine

Modezeichnung nächste Seite: Christine Naß

Menschen- und Arbeitsrechte in der Bekleidungsindustrie

Große Handelshäuser bieten im Internet alle zwei Wochen eine neue Kleiderkollektion an. Über 90 Prozent aller in Deutschland verkauften Textilien werden importiert – größtenteils aus Asien, Osteuropa und Lateinamerika.

Ein Arbeitstag bis zu 16 Stunden mit wenig Pausen, sechs bis sieben Arbeitstage pro Woche, Arbeitslöhne am Existenzminimum, feste Arbeitsverträge als Ausnahme, gravierende Sicherheitsmängel beim Gebäudezustand, fehlender Brandschutz, Schikanen des Aufsichtspersonals, willkürliche Betriebsschließungen, massive Unterdrückung von Gewerkschaften: Was klingt wie das 19. Jahrhundert, ist der heutige Arbeitsalltag von geschätzten 60 Millionen Menschen – rund drei Viertel davon Frauen – in der Textil- und Bekleidungsindustrie weltweit.

Modefirmen und Zulieferer bilden ein Netz, das systematisch Rechte verletzt

Getrübt werden die Verkaufskampagnen der Textilkonzerne allenfalls durch Nachrichten über große Unglücke, die ausnahmsweise auch mal bei den Käuferinnen und Käufern in Europa oder Nordamerika ankommen; so der Einsturz der Fabrik Rana Plaza 2013 in Dhaka (Bangladesch) oder das Großfeuer in Karachi 2012 (Pakistan).

Nachrichten über die alltäglichen Missstände in der Produktion oder im Anbau von Baumwolle (Zwangsarbeit, Verseuchung der Umwelt) erreichen bislang vorwiegend ein Fachpublikum. Immerhin: Hier engagieren sich Organisationen und Einzelpersonen, die sich über die Durchsetzung von Grundrechten in der Textil- und Baumwollproduktion, über internationale Verpflichtungen, verbindliche Regeln und Selbstauflagen für die beteiligten Unternehmen Gedanken machen.

Charakteristischerweise besitzen in der Textil- und Bekleidungsindustrie die Modediscounter und Modefirmen keine eigenen Produktionsstätten, sondern verfügen über Zulieferer, die in Billiglohnländern produzieren lassen. Alle bilden ein Netz an Unternehmen, die systematisch Rechte verletzen, durch ihr international verzweigtes Geschäftskonstrukt rechtlich jedoch schwer zu fassen sind.

Einige Unternehmen sind freiwillige Verpflichtungen eingegangen. Das Engagement dafür ist aller Ehren wert, es reicht aber nicht aus. Auch jüngste Erhebungen über die Zustände beim Baumwollanbau und in der Textilherstellung verdeutlichen, dass eine rechtlich-verbindliche Regulierung nötig ist, um gegen die genannten Missstände mit Aussicht auf Sanktionen vorgehen und mithin Änderungen spürbar durchsetzen zu können.

Textilproduktion und Baumwollanbau

Die größten Produzentenländer in der Textilherstellung sind Bangladesch, Brasilien, China, Indien, Indonesien, Japan, Osteuropa, Pakistan, Südkorea, Sri Lanka, Taiwan, Türkei, USA, Vietnam und Westeuropa. Die Textilproduktion in China umfasst rund die Hälfte im weltweiten Vergleich. Chinesische Importeure kontrollieren darüber hinaus große Baumwollanbauflächen in Afrika.

Die wichtigsten Absatzmärkte befinden sich in den USA und in Europa, vor allem in der Europäischen Union, und hier wiederum stehen Italien, Deutschland und Großbritannien an oberster Stelle. Die Länder mit den größten Anteilen am Baumwollanbau sind Indien, China, USA, Brasilien, Pakistan, Australien, Türkei, Usbekistan, Turkmenistan, Mexiko und Burkina Faso.

Der UN-Prozess für weltweit verbindliche Regeln zu Wirtschaft und Menschenrechten

Mit dem sogenannten „UN-Treaty-Prozess“ soll ein internationales Menschenrechtsabkommen erarbeitet werden, das für die Vertragsparteien verbindlich ist, klare Regeln für Unternehmen schafft und damit den Betroffenen Klagemöglichkeiten eröffnet. Seit 2015 verhandelt eine zwischenstaatliche Arbeitsgruppe bei den Vereinten Nationen über das künftige Abkommen. In der Treaty Alliance (www.treatymovement.com) haben sich mehr als 1.000 zivilgesellschaftliche Organisationen und Einzelpersonen zu einem internationalen Bündnis zusammengeschlossen, um den Prozess hin zu einem globalen Menschenrechtsabkommen zu transnationalen Konzernen und anderen Unternehmen zu unterstützen.

Martina Schaub

Ein Großteil der Kosten für Mensch und Natur fällt außerhalb des Konsumentenmarktes an. Der Anbau und die Fasergewinnung bei Baumwolle zählen zu den Produktionen mit dem höchsten Schmutzfaktor: Hoher Pestizideinsatz, Wasserverknappung und -verseuchung, Zwangs- und Kinderarbeit.

Rechtsansprüche

Im Bereich der Modeindustrie hat die Kampagne für Saubere Kleidung folgende Tatbestände als Kernprobleme identifiziert: Niedriglöhne, Missbrauch von Kurzzeitverträgen und andere prekäre Beschäftigungsformen, Verstöße gegen die Vereinigungsfreiheit und das Recht auf Kollektivverhandlungen sowie kurzfristige und unangekündigte Betriebsschließungen.

Viele Beschäftigte auf den Baumwollfeldern oder in den Fabriken der Bekleidungsindustrie kennen weder ihre Rechte noch haben sie die Mittel, um diese politisch oder juristisch durchzusetzen. Sie benötigen Unterstützung und Ermutigung vor Ort, durch Gewerkschaften, Nichtregierungsorganisationen und auch durch kirchliche Einrichtungen, um ihre Rechte einzufordern oder vor Gericht einzuklagen.

Aber wie effektiv und nutzbar sind Menschenrechtsabkommen, ILO-Konventionen und Richtlinien? Bei den internationalen Konventionen gibt es Prüforgane sowie Berichts- und Beschwerdeverfahren, die feststellen, inwieweit Staaten ihren menschenrechtlichen Pflichten nachkommen. An diesen Prüf- und Auswertungsverfahren sind nichtstaatliche Akteure immer beteiligt, und sie haben die Standardsetzung auch im Bereich Wirtschaft und Menschenrechte nicht unwesentlich mitbestimmt.

Damit können wiederum Betroffene vor Ort arbeiten; und gegebenenfalls mittels (Rechts-)Hilfe aus dem Ausland eigene Beschwerden bei den UN-Organen einreichen oder Klagemöglichkeiten in Ländern mit Unternehmensstammsitz sondieren und ausschöpfen.

Was können wir tun?

Zunächst ist es wichtig, dass in den Ländern der Konsumentinnen und Konsumenten über die Anbau- und Arbeitsbedingungen in den Produktionsländern aufgeklärt wird. Nur wenn die Informationen breit gestreut, die menschenrechtlichen Folgen pointiert vorgetragen und ein anderes, nachhaltiges Konsumieren aufgedeckt werden, können die Betroffenen in den Produzentenländern auf Solidarität hoffen, und wir unser Handeln ändern.

Informationen streuen heißt auch, Kampagnen und Lobbyarbeit gegenüber Gesellschaft und Politik zu betreiben, damit der Schutz der Menschenrechte und das Ziel der Nachhaltigkeit nicht allein einer individuellen Verantwortung überlassen bleibt.

Eine junge Arbeiterin entfernt überzählige Nähte an Jeans. Foto: Claudio Montesano Casillas

Solche auf die gesellschaftlichen Bedingungen zielenden Fingerzeige bestehen, in Stichworten, in unabhängigen Textilsiegeln, in Initiativen wie dem „Bündnis für nachhaltige Textilien“, in Kampagnen für Saubere Kleidung, in Regularien für die öffentliche Beschaffung, im Einrichten von Entschädigungsfonds, in staatlichen Regeln für Unternehmen zur menschenrechtlichen Sorgfalt, in Zusagen über langfristige Einkaufsmengen für Lieferländer und anderes mehr.

Die Zeiten ändern sich. Die Vorstellung, die Konsequenzen unseres Konsums auslagern zu können und hier nichts damit zu tun haben zu wollen, ist brüchig geworden. Wenngleich Staat und Gesellschaft in ihrer Mehrheit in Deutschland faktisch gewaltsam daran festhalten, dieses Lebensmodell gegen andere abzuschotten.

Das Wissen um extreme Ungleichheiten – andere haben kein Trinkwasser, damit wir das nächste Bekleidungsstück umtauschen können – haben einige. Dass dies nicht mit rechten Dingen zugehen kann, ahnen ebenfalls viele. Die teils grobe und systematische Verletzung von Menschenrechten andernorts, damit unser Wohlstand funktioniert, diese Verknüpfung würden viele hingegen öffentlich ablehnen.

Damit dies in der Praxis handlungsleitend wird, brauchen wir lautstarke, wirkmächtige Institutionen, die eine andere Art des Produzierens und Konsumierens propagieren und für sich selbst ins Werk setzen. Noch überwiegt der Eindruck, dass entgegen aller Umfragen jedes vermeintliche Schnäppchen genutzt wird, und Konsumentinnen wie Konsumenten verstört auf die Verteuerung von Billigangeboten reagieren.

Theodor Rathgeber

Die Kampagne für Saubere Kleidung

Die deutsche Kampagne für Saubere Kleidung wurde 1996 gegründet und ist Teil des internationalen Netzwerks der Clean Clothes Campaign (CCC), die 1989 in den Niederlanden ins Leben gerufen wurde. Inzwischen ist sie in 16 europäischen Ländern vertreten.

Über 200 Menschenrechtsorganisationen, Frauenrechtsorganisationen, Gewerkschaften, Nichtregierungsorganisationen und Verbraucherverbände arbeiten im Rahmen der Kampagne zusammen.

Seit 1996 verfolgt die CCC das Ziel, Arbeitsrechte in der globalen Bekleidungs- und Sportartikelindustrie zu verbessern. „Wir klären Bürger auf und drängen Unternehmen, mehr Verantwortung für ihre globalen Wertschöpfungsketten zu übernehmen. Wir rufen die deutsche Regierung dazu auf, Gesetze zu verabschieden, die Menschenrechtsverletzungen durch deutsche Unternehmen verhindern. Wir zeigen uns solidarisch mit den Arbeitern, die unsere Kleidung herstellen und unterstützen ihren Kampf für bessere Arbeitsbedingungen“, so Christiane Schnura, Koordinatorin der deutschen CCC.

Durch die gemeinsame Entwicklung von Strategien in Verbindung mit internationaler Kampagnen- und Öffentlichkeitsarbeit konnten zahlreiche Verbesserungen für die Arbeiterinnen erzielt werden, die größtenteils Kleidung für unsere Märkte produzieren. So wurden 2016 nach jahrelanger Kampagnenarbeit endlich die Überlebenden und Hinterbliebenen der Katastrophe von Rana Plaza und der Brandkatastrophe in der Tazreen-Fabrik in Bangladesch entschädigt.

Der Discounter KiK sagte zum vierten Jahrestag des Fabrikbrands der Ali-Enterprises-Fabrik in Pakistan endlich zu, eine Entschädigungssumme von 5,15 Millionen US-Dollar zu zahlen. Hinterbliebene erhalten eine monatliche Rente von umgerechnet 55 Euro, eine Witwe mit zwei Kindern umgerechnet 96 Euro im Monat. Nur dank des anhaltenden öffentlichen Drucks durch die Organisationen vor Ort, durch die CCC, durch internationale Gewerkschaften und durch die unzähligen öffentlichen Aktionen von tausenden Unterstützerinnen und Unterstützern ist es gelungen, die Verantwortlichen zu konkreten Taten zu bewegen.

Ein anderes Mittel, um Textilarbeitern zu ihrem Recht zu verhelfen, sind Beschwerden bei der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD), wenn multinationale Unternehmen gegen deren Leitsätze verstoßen. So hat das Institut Südwind, Mitglied der Kampagne für Saubere Kleidung, Beschwerde gegen Adidas eingelegt. Adidas wird vorgeworfen, im Fall der gesetzwidrigen Entlassung von mehr als 300 ehemaligen Beschäftigten ihres indonesischen Zulieferers Panarub im Jahr 2012 seinen unternehmerischen Sorgfaltspflichten nicht nachgekommen zu sein. Bis heute haben die meisten der Entlassenen (überwiegend Frauen) keine Abfindung erhalten, obwohl diese gesetzlich verpflichtend ist. Mit der Beschwerde soll Adidas dazu bewegt werden, seinen Einfluss auf Panarub wahrzunehmen und dazu beizutragen, dass die Beschäftigten die ihnen zustehende Abfindung erhalten. Das deutsche Unternehmen ist bis heute einer der größten Kunden von Panarub. „Adidas trägt für die Verletzung von Arbeitsrechten bei der Panarub-Gruppe damit eine Mitverantwortung“, meint Dr. Sabine Ferenschild vom Südwind-Institut.

Die Vereinte Evangelische Mission (VEM, Kooperationspartner dieses Materialheftes) ist eine der 23 Trägerorganisationen der Clean Clothes Campaign in Deutschland und unterstützt die Kampagne mit Spenden.

Dietrich Weinbrenner

Die Wanderausstellung „Tuchfühlung – Vom Reinwaschen und Schönfärben“

Unsere Haut ist unser größtes Organ. Als Begrenzung unseres Körpers ist sie unsere Kontaktfläche zur Umwelt. Auf ihr liegt unsere Kleidung – als zweite Haut, wie wir sie nennen. Sie schützt und schmückt uns, erhöht und erniedrigt uns, gibt und verwehrt Einblicke und steckt selbst voller Geschichten und Erlebnisse aus der ganzen Welt.

Die Wanderausstellung im Kleiderschrank will auf „Tuchfühlung“ gehen und diese Geschichten hinter Pullover, Unterwäsche und Abendkleid erzählen. Vom Baumwollanbau über das Spinnen, Weben und Nähen bis hin zum Einkauf, dem Gebrauch und schließlich der Entsorgung gewinnen die Besucher Einblicke in den Lebenszyklus von Textilien.

Dabei treffen wir immer auf Menschen, die durch ihr Tun mit unserer Kleidung verbunden sind – als Arbeitende, als Profiteure, als Verkaufende. Vor allem diesen verschiedenen menschlichen Perspektiven gibt die Ausstellung Raum. Können sie uns anregen, uns auf den Weg zu machen, eine bessere Welt zu träumen, zu planen und in Angriff zu nehmen?

Die Wanderausstellung ist das Ergebnis einer einjährigen Projektarbeit von Studierenden der Sozialen Arbeit der Hochschule Zittau/Görlitz, die im Januar 2018 erfolgreich abgeschlossen wurde. In Kooperation mit dem Görlitzer Verein Tierra – Eine Welt e.V. erarbeiteten sich 13 Studierende die gegenwärtige Sachlage sowie die Auswirkungen der Textilentstehung, -produktion, -konsumtion und -entsorgung. Sie arbeiteten dazu relevante politisch-wirtschaftliche, soziale, ökologische und zivilgesellschaftliche Probleme und Herausforderungen in der globalen Textilkette heraus.

> „Das intransparente ‚Zweite Geschäft‘ mit unseren Altkleidern hat dazu beigetragen, lokale Produktionen in afrikanischen Ländern zu verdrängen. Etliche Arbeitsplätze gingen dadurch verloren. Bedürftige Menschen erhalten die schlechteste Qualität aus den Altkleidersammlungen: So machen wir ganze Länder zu ‚Müllhalden‘ unseres übermäßigen Konsums im Globalen Norden. Für mich ist das untragbar.“
>
> *Katja Ostmann, Studentin, hat die Ausstellung mit konzipiert*

Neben dieser Weitwinkelperspektive auf unsere zweite Haut standen während des Projektes immer wieder fachliche und persönliche Rückschlüsse für das eigene und gemeinschaftliche globale Handeln hin zu einem ressourcenschonenden und nachhaltigen Umgang mit Kleidung im Mittelpunkt.

In zehn von den Studierenden verfassten und in Deutsch, Englisch und Polnisch eingesprochenen

Erlebbarer Kleiderschrank: Ausstellungsbesucher bei der Eröffnung

Fotos: Paul Glaser

Hörbeiträgen werden die Menschen in der Textilproduktion erfahrbar. Die Beiträge auf werfen ein Licht auf die sozialen, ökologischen und ökonomischen Situationen, denen sie ausgesetzt sind, und ihre Kämpfe für bessere Arbeitsbedingungen und gerechte Löhne.

Um den Besuchern aufzuzeigen in welchem politisch-wirtschaftlichen Rahmen die globalisierte Textilproduktion eingebettet ist, ergänzen Hörbeiträge zur Unternehmensverantwortung sowie zu den Richtlinien für internationale Unternehmen der OECD und den UN-Leitprinzipien für Wirtschaft und Menschenrechte den Kleiderschrank. Des Weiteren werden auch zivilgesellschaftliche Akteure wie die Kampagne für Saubere Kleidung vorgestellt.

Abgerundet wird die Ausstellung von Kleidungsstücken, die eine ganz persönliche Geschichte ihrer Besitzerinnen und Besitzer erzählen und somit deutlich machen, welche individuelle, biographische Bedeutung Kleidung haben kann. Die Ausstellung wird ergänzt durch weiterführende Informationsmaterialien und ein ebenfalls von den Studierenden entwickeltes Begleitheft, das die Inhalte der Hörbeiträge aufnimmt und persönliche Handlungsoptionen und Engagementmöglichkeiten bereithält.

> „Unser Einkaufsverhalten beeinflusst andere Menschen massiv in ihrer Lebensqualität: Der Alltag von Näherinnen und Arbeitern in den Textilfabriken weltweit dreht sich ausschließlich um Arbeit – und das nur für unsere Kleidung.“
>
> *Sebastian Göhler, Student, entwickelt Aktionskunst zur Ausstellung*

Daniela Ahrens, Ulrike Kauf, Ulrike Rosemann

www.facebook.com/TuchfuehlungGoerlitz

Flach und fair?
Textilien in Kirche und Diakonie

Pfarrer Dietrich Weinbrenner ist Beauftragter für nachhaltige Textilien in der Ev. Kirche von Westfalen und der Vereinten Ev. Mission

Kennen Sie den Begriff „Flachwäsche“? Ich habe ihn erst kennen gelernt, als ich im April 2017 eine neue Aufgabe als Beauftragter für nachhaltige Textilien in der Evangelischen Kirche von Westfalen und der Vereinten Evangelischen Mission übernahm. Wenn ich diesen Begriff benutze, löst er immer ein leichtes Lächeln aus, aber dann geht es zur Sache.

Kirchliche Tagungsstätten und diakonische Einrichtungen, insbesondere im stationären Bereich der Krankenhäuser und Pflegeeinrichtungen, sind Großverbraucher von Textilien. Dabei geht es in erster Linie um „Flachwäsche“, d.h. um Bettwäsche und Frottierwaren sowie um Arbeitskleidung. Oft werden diese Produkte nicht selbst gekauft und gereinigt, sondern es werden sogenannte „Textile Vollversorger“ beauftragt. Sie kaufen die Textilien ein und vermieten sie, einschließlich der Reinigung und des Transportes.

Nach bisheriger Erkenntnis sind die Textilen Vollversorger bemüht, nachhaltig zu wirtschaften. Die ökologischen und sozialen Bedingungen, unter denen ihre textilen Produkte hergestellt werden, spielen jedoch in aller Regel keine Rolle. Ergebnisse einer Umfrage der Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe (RWL) und Gespräche mit Einrichtungen in Westfalen zeigen, dass diese Frage auch von der Kundenseite nicht gestellt wird. Qualität und Preis stehen im Vordergrund.

Der Umstieg auf öko-faire Textilien kann das eigene Profil schärfen

Öko-faire Beschaffung oder Miete von Textilien im Bereich der Kirche und Diakonie ist somit ein neues Thema. Es geht um große Mengen, so verbraucht etwa ein Krankenhaus mit 800 Betten mehr als drei Tonnen Wäsche pro Tag. Das gibt der Diakonie die Möglichkeit, den Auftrag zum Bewahren der Schöpfung in einem konkreten ethischen Punkt umzusetzen. Der Umstieg auf öko-faire Textilien kann den Markt in Richtung Nachhaltigkeit beeinflussen und das eigene Profil schärfen, so-

Unternehmen tragen Verantwortung für Menschenrechte

Der Menschenrechtsrat der Vereinten Nationen hat im Jahr 2011 „Leitprinzipien für Wirtschaft und Menschenrechte“ verabschiedet. In ihrem Koalitionsvertrag hatten sich die SPD und die Unionsparteien darauf verpflichtet, diese auf nationaler Ebene umzusetzen. Am 21.12.2016 wurde der Nationale Aktionsplan für Wirtschaft und Menschenrechte (NAP) schließlich verabschiedet. Das Ergebnis enttäuscht. Zwar nennt die Bundesregierung darin eine Zielmarke: Bis 2020 sollen die Hälfte aller Großunternehmen menschenrechtliche Sorgfaltspflichten umsetzen. Aber es gibt keine verbindlichen Regelungen für Unternehmen wie z.B. in Frankreich, Großbritannien und den Niederlanden, wo Gesetze mit Menschenrechtsvorgaben für Auslandsgeschäfte von Unternehmen verabschiedet wurden. Stattdessen beschränkt sich die Bundesregierung auf Empfehlungen und setzt auf freiwillige Selbstverpflichtungen für Unternehmen. *Dietrich Weinbrenner*

wohl nach innen als auch in der Öffentlichkeit. Wenn auf den Webseiten und in den Broschüren von Tagungshäusern und diakonischen Einrichtungen zu lesen wäre: „Unsere Bettwäsche und die Arbeitskleidung unserer Mitarbeiter sind ökologisch und fair produziert“, hätte dies enorme öffentliche Wirkung.

Menschenwürdig produzieren und die Schöpfung bewahren

Öko-faire Textilien entsprechen ohnehin dem eigenen Selbstverständnis: Es ist gemeinsame Überzeugung in der weltweiten Ökumene, dass alle Menschen nach dem Bild Gottes geschaffen sind, dass es gilt, die Erde als Schöpfung Gottes zu bewahren, dass Ausbeutung und Unterdrückung von Menschen dem Willen Gottes widersprechen.

Viele Kirchen haben aus diesen Grundeinsichten ethische Konsequenzen für den Bereich der Wirtschaft gezogen und das Konzept der Nachhaltigkeit adaptiert, sowohl für Forderungen an Politik und Wirtschaft als auch für die Umsetzung im eigenen kirchlichen und diakonischen Wirtschaften: Daraus sind Initiativen wie „Zukunft einkaufen“ entstanden, aber auch der „Grüne Hahn“ oder Anleitungen für ethische Geldanlagen und das Engagement bei „Oikocredit“.

Auch die Diakonie ist zur Nachhaltigkeit verpflichtet

Die EKD-Synode 2017 hat Gliedkirchen und Werke gebeten, „Konzepte nachhaltiger Mobilität und ökofairer Beschaffung umzusetzen“. Heinrich Bedford-Strohm, Vorsitzender des Rates der EKD, sagte in einem Interview: „Ich habe unseren Brüdern und Schwestern in Südostasien gesagt: Wenn ihr unfaire Arbeitsbedingungen bei deutschen Unternehmen entdeckt, lasst es uns wissen. Dann werden wir bei ihnen für faire Bedingungen eintreten.“

Papst Franziskus hat in seinem apostolischen Schreiben „Evangelii Gaudium“ mit deutlichen Worten die negativen Folgen des vorherrschenden kapitalistischen Wirtschaftssystems für viele Menschen beschrieben, die ausgeschlossen werden und als „Abfall“ gelten. Er sagt: „Diese Wirtschaft tötet.“

> „Wir haben bereits zusammengetragen, wer innerhalb der Diakonie Mark-Ruhr wo und in welchem Umfang Textilien bestellt. Wir möchten auf der einen Seite Synergien nutzen, vor allem aber unseren Teil dazu beitragen, auf nachhaltig und fair produzierte Textilien zu setzen.“
>
> *Martin Wehn, Geschäftsführer Diakonie Mark-Ruhr*

Die Diakonie versteht sich als Teil der Kirche und sieht sich somit denselben Nachhaltigkeitszielen verpflichtet. Dies zeigt sich in Verlautbarungen zum jeweiligen Selbstverständnis und kann auch globale Aspekte mit einbeziehen. So zum Beispiel bei der Diakonie Deutschland:

„Wir bleiben verpflichtet, theologisch begründet, sozial kompetent, fachlich qualifiziert, ökonomisch verantwortlich und ökologisch orientiert zu handeln … Aus Verantwortung für die Eine Welt wirken wir dort, wo Not herrscht. Gerechtigkeit für die Armen, Bewahrung des Friedens und der Schöpfung sind Bausteine für eine gemeinsame Welt“.

Im Selbstverständnis der Diakonie Hessen heißt es: „Die Linderung von Not aus Barmherzigkeit und die Bekämpfung der Ursachen von Not und Ausgrenzung um der Gerechtigkeit willen gehören zusammen. Daher sehen wir mit Sorge … die wachsende Armut und soziale Ungleichheit und die strukturellen Ursachen von Not – auch im Kontext europäischer und globaler Entwicklungen“.

Die Diakonie steht am Anfang, auch Kommunen gehen diesen Weg

Es gibt schon erste Beispiele der Umsetzung. Das Tagungszentrum Haus am Schüberg der Nordkirche nutzt Bettwäsche der Firma Dibella. Sie ist Fairtrade- und biozertifiziert. Die westfälische Tagungsstätte Haus Villigst beschafft nachhaltig produzierte Arbeitskleidung. Das Diakonische Werk im Kirchenkreis Recklinghausen, das Stift Salem in Minden und die Diakonie Mark-Ruhr haben sich auf den Weg der öko-fairen Textilbeschaffung gemacht. Erste Ausschreibungen sind schon unterwegs.

„Als Einrichtung der Evangelischen Kirche von Westfalen nehmen wir in Haus Villigst unsere Verantwortung für eine nachhaltige Entwicklung und globale Gerechtigkeit ernst. Dies gilt auch für unsere Beschaffung von Bettwäsche und Arbeitskleidung in den verschiedenen Arbeitsbereichen."

Anja Werth, Geschäftsführerin Tagungsstätte Haus Villigst

Auch einige kommunale Einrichtungen haben Erfolge auf diesem Gebiet erreicht. So hat die Stadt Dortmund in Zusammenarbeit mit der Christlichen Initiative Romero im Rahmen eines EU-Projektes fair gehandelte Arbeitskleidung in einer Auftragssumme von 100.000 Euro beschafft. Weitere Kommunen, so z.B. Köln und Bonn, lassen sich bei der Umsetzung öko-fairer Beschaffung von der Organisation Femnet beraten.

Das Nürnberg-Stift hat 540 Arbeitskräfte mit Arbeitskleidung der Firma Bierbaum Proenen ausgestattet. Das Unternehmen ist Mitglied der Fair-Wear-Foundation und nimmt am Fairtrade-Baumwollprogramm teil.

Kommunen, die nicht weniger mit knappen Finanzen zu kämpfen haben als kirchliche und diakonische Einrichtungen, demonstrieren: Öko-faire Beschaffung ist möglich. Können auch die Kirche und die Diakonie zeigen, dass sie ihre Verantwortung aus dem Glauben heraus wahrnehmen?

Dietrich Weinbrenner

Modezeichnungen nächste Seiten: Christine Naß

ABWANDERUNG DER TEXTILINDUSTRIE

„Von einem Tag auf den anderen blieben einfach die Aufträge weg“

Ein Gespräch mit Siegfried Sohn, Industriekaufmann und Bandweber in Wuppertal

In Deutschland gab es in vielen Regionen über viele Jahrzehnte eine bedeutende Textilindustrie. Ein Beispiel ist die Stadt Wuppertal. Zu Arbeitsbedingungen damals und warum es plötzlich keine Aufträge mehr gab.

Herr Sohn, wir sitzen im Shed, dem kleinen Fabrikgebäude hinter dem Wohnhaus Ihrer Familie. In diesem Shed steht der Bandwebstuhl, mit dem sich Ihr Großvater als Weber selbständig gemacht hat. Wann war das?

Siegfried Sohn: Er kaufte 1895 den Bandwebstuhl, mietete sich eine Fabrik und arbeitete vermutlich Tag und Nacht. Mein Großvater war gelernter Bandweber, die Firma Saatweber & Sieper, bei der er gelernt hat, ist erst vor wenigen Jahren geschlossen worden. 1908 kaufte er dieses Haus und noch vier weitere Bandwebstühle, die er im Shed aufstellte.

Das ist nun über hundert Jahre her. Wie verbreitet waren Textilbetriebe damals in Wuppertal?

Siegfried Sohn: Sie waren weit verbreitet und prägend. Von 1890 bis 1914 war die Blütezeit der Textilindustrie und damit auch der Städte Elberfeld und Barmen, aus denen das heutige Wuppertal hervorging.

Wuppertal ist durch die Textilindustrie groß geworden?

Siegfried Sohn: Ja, das begann mit dem Bleichereiwesen im 15. Jahrhundert: Das Wasser der Wupper und der Nebenbäche hat hohe Bleichkraft. Damals gab es keine chemische Bleiche, sondern nur Naturbleiche. Die Garne waren damals hauptsächlich Leinengarne, später kam importierte Baumwolle dazu. Diese Garne hat man auf den Wiesen an der Wupper ausgelegt, mit Wasser übergossen und Luft, Wasser und die Sonne haben den Bleichprozess eingeleitet.

Ließ sich damit Geld verdienen?

Siegfried Sohn: Das war ein großes Geschäft für die Kaufleute in Barmen und Elberfeld. Sie hatten beim Herzog von Jülich-Kleve-Berg, der Herrscher über diese Landschaft war, ein großer Teil des heutigen Nordrhein-Westfalens, 1527 ein Privileg gekauft namens Garnnahrung. Das bedeutete, Garn im Bereich dieses Herzogtums durfte nur im Gebiet des heutigen Wuppertals gebleicht werden. Die Kaufleute hatten also eine Monopolstellung, und da das Garn ohnehin hier war, konnte man es auch weiterverarbeiten. So folgte auf das Garn die Produktion von Gewebe und Bändern, dann die

Das industrialisierte Barmen um 1870 auf einem Gemälde von August von Wille

Im Dachgeschoss des Shed stehen die Webstühle der früheren Bandwirkerei Foto: EKD, Creative-Commons-Lizenz BY 4.0

Färberei. Das waren alles kleine Zulieferbetriebe, die für die Bandindustrie gearbeitet haben.

Mit der Industrie, die sich hier vor 500 Jahren angesiedelt hat, sind alle Produktionszweige in der Region entstanden.

Siegfried Sohn: Genau. Vorher gab es hier nur kleine Bauernhöfe, das Bergische Land ist keine fruchtbare Gegend. Die Menschen suchten ein Zubrot und fanden es in der Bandweberei. Mit der Zeit wuchsen die Industriezweige, denn die Bandwebstühle wurden hier in der Region hergestellt. Es gab eine große Zahl Gießereien und Maschinenfabriken, einige wurden größer als die eigentlichen Textilfabriken. Aus der Färberei entwickelte sich die Chemieindustrie.

Wo fand die Produktion statt?

Siegfried Sohn: In Hausgewerbebetrieben, zum Beispiel hier bei uns im Haus. Der Fabrikant hatte zu der Zeit selbst keine Maschinen. Er gab dem Hausgewerbebetrieb einen Auftrag, stellte das Material und die Hilfsmittel zur Verfügung. Dann webte der Hausbandweber und brachte die fertige Ware zum Kontor des Fabrikanten. In Verträgen waren die Löhne für alle Bänder genau festgelegt. Das war ein ausgeklügeltes und faires System, die Hausindustrie hat gut funktioniert.

Dennoch gibt es heute keine solchen Betriebe mehr.

Siegfried Sohn: Als neue Maschinen kamen und der industrielle Bedarf die Produktionsmöglichkeiten der Hausindustrie überstieg, begannen die Kaufleute, sich eigene Bandwebstühle zu kaufen. Dadurch wurden die Hausbandweberbetriebe

langsam überflüssig. Ich habe selbst in einem größeren Produktionsbetrieb gearbeitet: Ließ die Konjunktur nach, lief der Betrieb voll weiter, aber die Hausbandweber wurden stillgesetzt.

Auch Ihr Vater war gelernter Bandweber, Ihnen hat er aber von der Lehre abgeraten. Wieso das?

Siegfried Sohn: Mein Vater hat unter den ausbleibenden Aufträgen gelitten. Der Nachteil der Heimindustrie war, dass die Bandweber praktisch keinen Einblick in den Markt hatten: Sie lieferten die fertig gewebten Waren an die Kaufleute, von ihnen erhielten sie die Aufträge. Heute würde man sagen, sie waren Subunternehmer. Statt Bandweber zu werden, habe ich 1958 eine Lehre zum Industriekaufmann begonnen – in einer Bandweberei.
Damals liefen die Betriebe gut, deshalb habe ich mich nach der Kaufmannslehre doch noch zu einer Bandweberlehre entschieden. Nach dem Abschluss hatte die zunehmende Automatisierung die Industrie in den Sechzigerjahren bereits stark verändert. Ich habe den Betrieb meines Vaters noch wenige Jahre weitergeführt, aber es war offensichtlich, dass das nicht mehr lange funktionierte: In den Siebzigerjahren begann der Rückgang der Hausbandindustrie.

Das Shed genannte Fabrikgebäude

Wie kam es dazu?

Siegfried Sohn: In der ersten Welle der Automatisierung wurden damals überall Webstühle durch schneller laufende Automaten ersetzt. Die Anschaffungskosten waren zwar sehr hoch, aber man brauchte viel weniger Arbeitskräfte. Kleine Betriebe konnten sich die Automatisierung jedoch schlicht nicht leisten.

Auch Sie haben damals den Betrieb hier im Haus eingestellt, weil die Automatisierung der Webstühle zu aufwändig gewesen wäre.

Siegfried Sohn: Es kamen auch immer weniger Aufträge: Der Bedarf wurde in den Betrieben der Kaufleute bereits gedeckt, weil deren automatisierte Maschinen nun viel länger liefen. Gleichzeitig wurde die Produktion der Bekleidung ausgegliedert.

Aus Preisgründen?

Siegfried Sohn: Genau. Die Löhne der hiesigen Bekleidungsindustrie wollten die großen Firmen wie C&A oder Peek & Cloppenburg nicht mehr zahlen. Sie gaben immer niedrigere Preise vor, zu denen die Betriebe aber nicht mehr herstellen konnte. Ihren Beschäftigten mussten sie schließlich vernünftige Löhne bezahlen, darauf achtete auch die Gewerkschaft. Also versuchten die Betriebe, die Produktionskosten durch Auslagerung zu senken.

Wohin wurde die Produktion ausgelagert?

Siegfried Sohn: Anfangs in nahegelegene Billiglohnländer, damals übertrug man zum Beispiel viele Produktionsschritte nach Italien. Später verlagerte sich die Produktion in die osteuropäischen Länder, etwa Jugoslawien. Aber für die Zulieferer, etwa die Bandwebereien und Knopffabriken, veränderte sich nicht viel, denn ausgelagert wurde in passive Lohnveredelung: Die Fabrikanten ließen zwar im Ausland konfektionieren, kauften aber alles Zubehör hier vor Ort ein. Für hunderttausend

Hemden eben entsprechend viele Meter Stoff, Knöpfe, Etiketten und Nähfäden.
Alles wurde in Container verladen und in die Produktionsbetriebe im Billiglohnland transportiert, wurde dort konfektioniert und dann kamen in denselben Containern die fertigen Hemden wieder zurück zum Fabrikanten, der sie hier an seine Kunden – große Modehäuser und viele kleinere Geschäfte – verkaufte. Die Zulieferindustrie hat von der Produktionsverlagerung zunächst nicht viel gemerkt.

Ausgelagert wurde also nur das Schneidern?

Siegfried Sohn: Ja. Die Kunden sollten gar nicht mitbekommen, dass ein Hemd nicht mehr in Aschaffenburg oder Mönchengladbach genäht wurde. Deshalb mussten die Zutaten und die Stoffe identisch sein, nur das Nähen fand in einem Billiglohnland statt. Das war die erste Stufe, da sah es für Zulieferer wie die Webereien noch gut aus.

Doch dabei blieb es nicht.

Siegfried Sohn: Der Druck der großen Modehäuser nahm zu. Daraufhin ist man zu einem Geschäft übergegangen, dass sich Vollimport nennt. Während der Übergang zur passiven Lohnveredelung in den Siebzigerjahren schleichend war, wurde die Textilindustrie durch die Vollimporte kalt erwischt: Webereien, die Ober- und Unterstoff oder Etiketten webten, Fabriken, die Knöpfe und Nähfaden herstellten, bekamen immer weniger Aufträge: All das wurde hier nicht mehr gekauft.

Alle Arbeitsschritte wurden ins Ausland verlagert?

Siegfried Sohn: Ja, und auch Italien und Jugoslawien waren nicht mehr günstig genug, deshalb ging die Produktion nach Fernost. Von Hongkong aus wurden die Aufträge vermittelt an Produktionsbetriebe etwa in China und Bangladesch. Diese Betriebe übernahmen alle Arbeitsschritte: Sie erhielten die Musterstücke und den Auftrag, hun-

Siegfried Sohn (Mitte) führt den restaurierten Jacquard-Webstuhl vor

Fotos: EKD, Creative-Commons-Lizenz BY 4.0

Goldene Zeiten in Wuppertal. 1895, in der Blütezeit der Textilindustrie, wurde die Bandwirkerei Sohn gegründet.
2018 eröffnete der Textildiscounter Primark eine neue Filiale im Stadtzentrum. Fotos: EKD, Creative-Commons-Lizenz BY 4.0

derttausend Hemden in verschiedenen Größen mit bestimmten Stoffvorgaben zu produzieren.
Die Firmen stellten eigene Musterstücke her, die hier beim Fabrikanten genau geprüft, auf den Messen vorgestellt und dann beauftragt wurden. Daraufhin brach blitzartig hierzulande die Zulieferindustrie zusammen.

Es blieben einfach die Aufträge weg?

Siegfried Sohn: Ja, von einem auf den anderen Tag blieben einfach die Aufträge weg. Die Arbeitslosigkeit stieg. Es gab große Tuchfabriken wie etwa Gebrüder Becker bei Aachen, die für Anzüge und Kostüme lieferten – aber die Webaufträge gingen alle in die Billiglohnländer.

Um das Jahr 2000 schlossen viele Textilbetriebe in Deutschland. Gab es in Wuppertal Anzeichen für den Wandel?

Siegfried Sohn: Die inhabergeführte Firma, für die ich damals arbeitete, wurde an ein amerikanisches Unternehmen verkauft. Die Inhaber wussten, dass der hiesigen Bandweberei nach und nach die Kunden ausgingen. Der neue amerikanische Eigentümer wollte aus der Firma in kurzer Zeit möglichst viel Profit herausholen. Von drei Prozent sollte der Gewinn auf 15 Prozent gesteigert werden. Ich habe die Welt nicht mehr verstanden, denn so viel konnte gar nicht erwirtschaftet werden. Die Preise wurden erhöht, woraufhin die Aufträge verlorengingen. Nach wenigen Jahren war nichts mehr übrig von der Firma, für die ich gearbeitet hatte.

Die ganze Firma gibt es nicht mehr?

Siegfried Sohn: Alle 500 Mitarbeiter wurden entlassen, es war ein Trauerspiel. Das amerikanische Unternehmen verlagerte seine Produktion von Deutschland nach China.

Es gibt heute noch spezialisierte Betriebe, die in Deutschland produzieren. Was ist in Wuppertal geblieben?

Siegfried Sohn: In Wuppertal gibt es noch einige wenige Firmen, sogar welche, die ausschließlich Etiketten produzieren. Sie beliefern vermutlich diejenigen Bekleidungsfirmen, die heute noch passive Lohnveredelung betreiben. Und es gibt einige Betriebe, die Spezialartikel fertigen, deren Herstellung in den Billiglohnländern nicht möglich ist. Ich schätze, einer von zehn Betrieben ist hier geblieben. Dass die Produktion in anderen Teilen der Welt aber so billig ist, liegt an den haarsträubenden Arbeitsbedingungen für die Menschen dort. Nur deshalb funktioniert es.

Modezeichnung nächste Seite: Mustafa Ali-Abdullah

Regensburg
Donau
Naab
Regen
Altmühl
Altmühl
Donau
Donau
Donau

Menschenrechte schützen und achten

#freiundgleich – Die Menschenrechtsinitiative der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) zum 70. Jahrestag der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte

#freiundgleich ist der Beitrag der EKD, damit Menschen ihre Rechte kennen. Und wissen, was den Menschenrechten zugrunde liegt: Freiheit, Gleichheit und Würde für jedes Kind, jede Frau und jeden Mann. Die unveräußerliche Würde des Menschen ist in der Gottesbeziehung gegründet. Als Gottes Ebenbild und Gegenüber ist der Mensch ins Leben gerufen und mit Würde und Recht ausgestattet. Wer die Würde des Menschen angreift, greift Gott selbst an. Wo die Menschenrechte in Frage gestellt oder verletzt werden, ist es Aufgabe der Kirche sie zu verteidigen.

Denn Menschenrechte sind nirgendwo selbstverständlich, sondern immer eine Errungenschaft. Wo die Menschenrechte nicht gelten, erleben Menschen Willkür, Unterdrückung und Gewalt. Und auch wo die Menschenrechte gelten, müssen sie verteidigt werden.

Mit unterschiedlichen Formaten und Aktionen rückt die Initiative die Menschenrechte und ihre Verteidigung als Aufgabe der Kirchen in den Fokus.

www.freiundgleich.info

www.facebook.com/initiativefreiundgleich

Die Aktion für Menschenrechte der Vereinten Evangelischen Mission (VEM)

70 Jahre nach der Verabschiedung der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte im Dezember 1948 werden diese universalen Rechte und ihre internationalen Schutzmechanismen von vielen autoritären und von sogenannten demokratischen Staaten insgesamt in Frage gestellt. Der Grundsatz „Macht geht vor Recht“ scheint sich heute wieder durchzusetzen.

„Umso mehr sind Kirchen dazu aufgerufen, die Herrschaft des Rechtes zu verteidigen und für Menschenrechte einzutreten,“ so Jochen Motte, Mitglied des Vorstandes der VEM und verantwortlich für die Menschenrechtsarbeit der VEM. Dabei geht es aber auch um Menschenrechte bei uns in Deutschland, um wirtschaftliche und soziale Rechte weltweit.

Im Fokus der diesjährigen Aktion steht die internationale Textilindustrie. Seit Jahren engagiert sich die VEM in der Kampagne für Saubere Kleidung dafür, dass deutsche Unternehmen in der Modeindustrie dafür Sorge tragen, dass die Menschenrechte der Arbeiterinnen in den Textilfabriken weltweit durchgesetzt und geschützt werden.

Die aktuelle Aktion über „Menschenrechte in der Textilindustrie“ wurde am 11. Dezember 2018 mit einer Podiumsdiskussion und Modenschau in Wuppertal gemeinsam mit der Evangelischen Kirche in Deutschland eröffnet. Dabei wurde auch gezeigt, dass es attraktive nachhaltige und faire Alternativen gibt.

www.vemission.org/menschenrechtsaktion2019

Modezeichnungen nächste Seiten: Christine Naß

Für Gottesdienst und Gemeinde

„Womit werden wir uns kleiden?“

Gedanken zu Matthäus 6,31 und zum VEM-Aktionsplakat

Cool sehen sie aus, die jungen Models auf dem Laufsteg. Lässig präsentieren sie die T-Shirts der neuen Kollektion für Frauen wie sie. Guter Schnitt, perfekter Sitz, angesagte Farbkombination – das sind gute Voraussetzungen für die Bestellungen der EinkäuferInnen und die Kauflust ihrer Kundschaft. Aber auch Ambiente und Location müssen stimmen: Das Publikum der Fashionshows, das elektrisiert auf die neuen Trends wartet, hat seine Ansprüche an solche Modeevents.

„Genäht von Anjana
in Sri Lanka für 18 Cent“

Und Kleidung hat einen enorm hohen Stellenwert in der Gesellschaft, der alles andere als auf die schlichte Funktionalität dessen, was man/frau trägt, beschränkt ist. „Kleider machen Leute“ und Mode macht Menschen, wenn bzw. weil sie zu einem Teil der eigenen Identität wird. Die Art, sich zu kleiden, ist ein Statement: Ich mache deutlich, welcher sozialen Gruppe ich mich zuordne. Aber auch das Gegenteil ist möglich: Über das, was ich trage, drücke ich meine Individualität aus, mache ich meine Unabhängigkeit von dem, was gerade gehypt wird, deutlich oder grenze mich erkennbar davon ab.

Die Geschwindigkeit gesellschaftlicher Trends ist allerdings beachtlich: Mode ist eben nicht nur vergänglich, sondern überaus schnelllebig, und so wird sie auch produziert und gleich wieder entsorgt: was gestern noch angesagt war, ist heute längst out. Ganze Kollektionen werden von den Produktionsfirmen tonnenweise auf den Müll gekippt bzw. verbrannt. ArbeiterInnen in China, Bangladesch oder Indien schneidern schicke Outfits und Sportklamotten unter elenden Bedingungen, weit entfernt von den Laufstegen und Einkaufstempeln, und noch weiter entfernt von fairen Löhnen, sicheren Produktionsstätten, ArbeitnehmerInnen- und Grundrechten. Massive Umweltschäden, giftige Chemikalien und Plastikrückstände werden einkalkuliert oder schlicht ignoriert.

Kampagnen wie die für Saubere Kleidung setzen sich seit beinahe 30 Jahren für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen in der Textilindustrie ein und haben inzwischen durch Aufklärungsarbeit, Protest bei den Herstellern und konkreten Einsatz für die Näherinnen einiges erreicht. Abkommen wie das Textilbündnis von 2014, als Zusammenschluss von Unternehmen und Nicht-Regierungs-

Das Plakatmotiv der VEM-Menschenrechtskampagne

Organisationen, Gewerkschaften und der Bundesregierung gegründet, um Vereinbarungen zu treffen zur Einhaltung von Arbeits- und Sozialstandards oder zu nachhaltigem Wirtschaften, sind unabdingbar.

Aber „Fast Fashion“ wird nicht umsonst so genannt: Veränderungen und Verbesserungen in einem derart komplexen und schnellen System wie der globalen Bekleidungsindustrie erfordern einen langen Atem, vor allem aber ein Umdenken, in den Köpfen der Produzenten und ebenso bei den Verbraucherninnen und Verbrauchern. So lange Kleidung derart billig wie gegenwärtig zu haben ist, wird sich daran kaum etwas ändern: „Genäht von Anjana in Sri Lanka für 18 Cent“. Und verrückt genug: selbst teure Kleider garantieren weder gute Materialbeschaffenheit noch menschenwürdige Herstellung. Allein für ein bestimmtes Label, für eine Marke bin ich bereit, viel Geld auszugeben – den tatsächlich hohen Preis dafür zahlen andere. Und das Bewusstsein für ein „gutes Stück“, für Qualität, gute Verarbeitung und handwerkliches Können ist längst verloren gegangen.

Ernährung, Unterkunft und Bekleidung sind menschliche Grundbedürfnisse

Zurück zum Laufsteg:
Ich stelle mir die Publikumsreaktionen vor, sehe die Gesichter zwischen Blitzlicht und lauter Musik, wenn sich der Sinn der Botschaft auf dem T-Shirt des Models allmählich erschließt. Ärger, Verunsicherung, Protest, und schnelles Wieder-Wegschauen – wer will schon etwas von Anjanas Arbeitsbedingungen hören? Luxus und Moral passten noch nie gut zueinander.

Die weniger Schockierten und die, die bereit sein mögen, sich mit den unangenehmen Fakten, die der stylischen Mode zugrunde liegen, auseinanderzusetzen, könnten fragen: „Womit sollen wir uns denn kleiden?“

Das klingt schon in der Bergpredigt an, wenn es hier auch um viel Elementares geht: *„Und warum sorgt ihr euch um die Kleidung? Schaut die Lilien auf dem Feld an, wie sie wachsen: Sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, dass auch Salomo in all seiner Herrlichkeit nicht gekleidet gewesen ist wie eine von ihnen… Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: … Womit werden wir uns kleiden?... Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das alles zufallen.“* (Mt 6,28.29.31.33).

Auch zu biblischen Zeiten wusste man schöne, besondere und wertvolle Kleidung durchaus zu schätzen. Auch die biblischen Geschichten haben einen Blick für Ästhetik – allein, hier, in Jesu berühmter Rede, geht es um Alltagsfragen im Verhältnis zum Ganzen, im Verhältnis zu dem, worauf es wirklich ankommt: das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit.

Nicht, dass die Notwendigkeit, für das Alltägliche zu sorgen, keine Rolle spielt – ganz im Gegenteil: Grundbedürfnisse wie Ernährung, Unterkunft, Bekleidung gehören zum Existenzminimum und müssen erfüllt sein, damit Menschen ihr Überleben und das ihrer Familien sichern können. Den unveräußerlichen Anspruch darauf drückt Jesus so aus: *„Euer himmlischer Vater weiß, dass ihr all dessen bedürft.“* (Mt 6,32)

Die Sicherung von Existenzbedürfnissen ist also erste Voraussetzung und muss gegeben sein – wer hätte sonst die Möglichkeit und die Kraft, über das, was allein schon der Alltag und seine Mühen abverlangt, hinauszusehen?

Wo aber das Reich Gottes alles ist, und das bedeutet im Sinne der Lehre Jesu: volle Gerechtigkeit, und zwar für alle – und da klären sich auch die Alltagsfragen. Weil nicht nur genug für alle da ist, sondern Menschen gelernt haben werden, gerecht zu teilen. Und weil Gottes Gerechtigkeit jedem Menschen gilt und bis in jeden Winkel reicht, geht es schon jetzt, hier und heute, darum.

Der Evangelist Matthäus betont den Zusammenhang der Begriffe *βασιλεία* (Reich Gottes) und *Δικαιοσύνη* (Gerechtigkeit): nicht allein, dass Gottes Reich den Menschen verheißen ist und kommen wird, kündigt Jesus an. Verbunden damit ist

eine tätige Gerechtigkeit im Miteinanderleben, wie die Bergpredigt sie Satz für Satz erläutert. Gerechtes Handeln in der Welt und für die Welt ist gewissermaßen die menschliche Antwort auf die göttliche Zusage, das göttliche Versprechen. Nach dem Gottesreich zu trachten, besteht damit nicht im bloßen Abwarten auf und im Vertrauen in das, was kommt, sondern meint ein sehr konkretes Handeln im Alltag: den Nächsten als ein Gottesgeschöpf und als Mitmensch zu achten; wahrzunehmen, wo Unrecht geschieht; zerstörerische Strukturen aufzudecken und die Systematik von Gewalt zu durchbrechen; sich einzusetzen dafür, dass Menschen und die Schöpfung geschützt werden und zu ihrem Recht kommen. Das ist angesichts der Komplexität globaler Zusammenhänge schwierig und mühsam. Aber nicht unmöglich.

„Womit sollen wir uns kleiden?“
ist eine ethische und politische Frage

Die scheinbar simple Frage: „Womit sollen wir uns kleiden?“ von damals und heute ist eine ethische Frage und wird angesichts von Menschenrechtsverletzungen und menschenunwürdigen Arbeitsbedingungen in der Textilindustrie zu einer sehr politischen Angelegenheit.

„Genäht von Anjana in Sri Lanka für 18 Cent“. Politik beginnt im Alltag – es wäre ein erster Schritt, mehr über Anjana zu erfahren. Wer sie ist und wie sie lebt, warum sie als Näherin arbeitet und was sie sich für ihr Leben wünscht.

Ein zweiter Schritt könnte ein einfaches Rechenexempel sein: wenn das T-Shirt nur 18 Cent kostet, wie hoch ist dann Anjanas Lohn, warum bezahle ich immer noch 10 Euro dafür und wo bleibt die Differenz?

Der dritte Schritt: Ich ziehe mir das Shirt an und stelle mich vor einen Spiegel: Wie beurteile ich, was ich jetzt weiß? Was hat Anjanas Leben mit meinem zu tun? Wäre es vielleicht sogar cool, jetzt mein eigenes Statement zum Thema Gerechtigkeit abzugeben?

Bitten wir dafür um Gottes Hilfe:

Gott,
es braucht nicht viel und
fällt uns doch so schwer:
hinzusehen, wo das Recht gebeugt wird,
wo Menschen kaputt gemacht werden
durch Arbeit und Ausbeutung und Sklaverei.
Wie Anjana, irgendwo in Indien, zwischen Staub und Gestank in einer Kleiderfabrik.

Gott,
es braucht nicht viel,
nur den ersten Schritt:
abzulegen, was andere krank gemacht hat und vielleicht auch uns selbst,
das T-Shirt, das Gift, die Gewohnheit.
Nicht mehr dem schnellen Rhythmus von billig und neu zu erliegen,
dem modernen Stakkato der Ungerechtigkeit.

Gott,
es braucht nicht viel,
nur die Frage nach ihr,
die mein Kleid genäht hat mit winzigen Fingern und krummem Rücken,
und die Frage nach ihrem Schmerz, und danach, ob sie noch Träume hat,
es braucht nicht viel,
ihr zuzuhören wäre ein Anfang
für sie, für uns.
Für Dein Recht, und für unser geteiltes Leben. Amen

Sabine Dreßler

Zuspruch
Dein Kleid

Du bist getauft.
Du bist ein Gotteskind.
Du bist Tochter, du bist Sohn
dessen, der Dich heilig macht.
Du bist getauft.
Du trägst das wunderschöne Kleid
des Gottes-Menschen-Sohns.
Du hast Christus angezogen.
Kleid der Freiheit
Kleid der Würde
Kleid der Hoffnung –
Festtagskleid.
Weil Christus Dich anzieht
bist Du eingewoben
einzigartig,
in Gottes Welten-Muster,
in die große Erzählung vom Leben,
von Anfang und Ende und Neubeginn.
Gott verbunden und all seiner Schöpfung,
farbenprächtig und leuchtend.
Du in Deinem neuen Kleid.
Du bist getauft, geliebt, heilig.

(zu Galater 3,26-28: „Denn ihr seid alle durch den Glauben Gottes Kinder in Christus Jesus. Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus angezogen. Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus.“)

Sabine Dreßler

Liedvorschläge

Suchet zuerst Gottes Reich
(in: eg)

Until all are fed
(in: FreiTöne, Liederbuch zum Reformationssommer 2017, Bärenreiter-Verlag, Kassel, 36. DEKT Berlin, EKD)

Du bist mein Zufluchtsort
(in: FreiTöne, Liederbuch zum Reformationssommer 2017, Bärenreiter-Verlag, Kassel, 36. DEKT Berlin, EKD)

Du bist ein Gott, der mich anschaut
(in: FreiTöne, Liederbuch zum Reformationssommer 2017, Bärenreiter-Verlag, Kassel, 36. DEKT Berlin, EKD)

Biblisch-theologische Zugänge

Kleidung in der Bibel

Anders als heute hatten die Menschen zu biblischen Zeiten sehr wenig Kleidung. Denn über 90 Prozent der Bevölkerung waren arm und Kleidung war sehr wertvoll.

Das gilt für die Zeit des Alten Testamentes genauso wie für die Zeit Jesu: Die armen Menschen hatten nur die Kleidung, die sie am Leib trugen. In der Regel bestand sie aus einem langen Hemdgewand, das mit einem Gürtel gebunden wurde, und einem großen rechteckigen Tuch, der *simlah,* das tagsüber als Mantel, nachts als Laken oder Decke genutzt wurde, in dem man aber auch Gegenstände in einem Bündel transportieren konnte. Dieses Tuch war für die armen Menschen überlebensnotwendig und sollte nicht verpfändet werden (Dtn 24,17).

Daran hielten sich die reichen Menschen aber nicht, was zum Beispiel der Prophet Amos anklagte (Am 2,8). Die Sorge um die eigene Kleidung war zu dieser Zeit genauso existenziell wie die Sorge um das tägliche Brot. Deshalb galt auch Gottes Gebot, dass diejenigen, die es sich leisten konnten, die Armen einkleiden sollten. Nach Matthäus 25,36 wird das Kleiden eines Bedürftigen zu den Not-wendenden Taten gerechnet: „Ich war nackt und ihr habt mich bekleidet“.

Recht und Gerechtigkeit

Ein wichtiger biblisch-theologischer Zugang zum Themenkomplex „Menschenrechte in der Textilindustrie“ ist das breite biblisch-theologische Zeugnis für das Eintreten für Recht und Gerechtigkeit, welches besonders den Einsatz für die Rechte der Armen einschließt.

Hier ist zunächst das Bekenntnis zu Gott dem Schöpfer zu nennen, der den Menschen als sein Ebenbild geschaffen hat (Genesis 1,27). Nach christlicher Überzeugung begründet das Verständnis des Menschen als Ebenbild Gottes seine Menschenwürde, die es unbedingt zu achten und zu schützen gilt.

Gerechtigkeit ist in der Bibel eine weitere zentrale Kategorie. Sie ist zuerst eine Gabe Gottes, die den Menschen trotz aller seiner Verfehlungen gerecht macht. Gerechtigkeit als Gabe Gottes ist zugleich auch eine Aufgabe für den Menschen. Gottes Gerechtigkeit, die dem Menschen durch das Leben und Sterben seines Sohnes Jesus Christus zuteil wird, befähigen ihn zu einem Leben, in dem Menschen einander gerecht werden.

> Der Einsatz für Gerechtigkeit ist zentral in der christlichen Tradition verankert

Dem Schutz der Menschenwürde und dem Zusammenleben in Gerechtigkeit dienen die Gebote, die in den zehn Geboten (Exodus 20,1-17) und im jesuanischen Gebot der Nächstenliebe (Matthäus 22,37-40) konzentriert zusammengefasst sind. In vielen Geschichten der Bibel wird Gottes besondere Liebe zu den Armen und zu den Entrechteten sichtbar. In der Verkündigung Jesu identifiziert sich Gott selbst mit den Armen und Entrechteten: „Was ihr einem von diesen geringsten Brüdern getan habt, das habt ihr mir getan“ (Matthäus 25,40).

Der Einsatz für Gerechtigkeit und für Rechte der Armen und Entrechteten ist also etwas, was zentral im biblischen Zeugnis und in der christlichen Tradition verankert ist. Es gehört gewissermaßen zur DNA des christlichen Glaubens und prägt die Perspektive, mit der Christen Politik und Wirtschaft beurteilen.

Im gemeinsamen Wort des Rates der EKD und der deutschen Bischofskonferenz von 1997 zur wirtschaftlichen und sozialen Lage heißt es daher: „In der Perspektive einer christlichen Ethik muss darum alles Handeln und Entscheiden in Gesellschaft, Politik und Wirtschaft an der Frage gemessen werden, inwiefern es die Armen betrifft, ihnen nützt und sie zu eigenverantwortlichem Handeln befähigt. Dabei zielt die biblische Option darauf, Ausgrenzungen zu überwinden…. Sie hält an, die Perspektive der Menschen einzunehmen, die im Schatten des Wohlstandes leben“[1]

Nachhaltigkeit und Transformation

Die Frage nach Recht und Gerechtigkeit ist aber nicht der einzige biblisch-theologische Zugang für das diesjährige Schwerpunktthema. Die Entwicklungen in der Textilindustrie sind inzwischen auch eine wichtige Frage der Nachhaltigkeit geworden.

Nachhaltigkeit meint eine Lebens- und Wirtschaftsweise, die ein menschenwürdiges Leben für alle Menschen der gegenwärtigen wie der künftigen Generation ermöglicht, ohne dass dafür die natürlichen Lebensgrundlagen weiter zerstört werden. Schon 1975 hat der Ökumenische Rat der Kirchen eine nachhaltige und verantwortliche Gesellschaft gefordert und damit die Nachhaltigkeit als einer der ersten auf die internationale Tagesordnung gesetzt.

Neue Relevanz hat die Nachhaltigkeit 2015 durch die Verabschiedung der Agenda 2030 mit den 17 Nachhaltigkeitszielen durch die UN bekommen. Das Ziel 12 der „Agenda 2030“ der UN von 2015 fordert z.B. nachhaltige Konsum -und Produktionsmuster, welche neben der Einhaltung von Arbeits- und Menschenrechten auch den Schutz der natürlichen Ressourcen und die Achtung der Rechte künftiger Generationen einschließen. Die Herstellung und der Konsum von Produkten – so eine zentrale Forderung der Agenda 2030 – darf die natürlichen Ressourcen nicht übernutzen und das Leben künftiger Generationen nicht beeinträchtigen.

Für eine nachhaltige Textilproduktion sind also nicht nur die theologischen Fragen nach Recht und Gerechtigkeit, sondern auch nach der Beziehung zur Mitschöpfung und nach den Chancen zukünftiger Generationen von Bedeutung.

Damit ist nicht nur die christliche Schöpfungsverantwortung angesprochen, die Erde „zu bebauen und zu bewahren“ (Genesis 2,15). Durch die Zerstörung der natürlichen Lebensgrundlagen, wie sie z.B. in der Produktion von Kleidung durch den Einsatz von Pestiziden und Chemikalien oder im massenhaften unreflektierten Konsum (und Entsorgung) von Textilien geschieht, werden die globalen Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten sogar noch verschärft.

Unter Übernutzung und Ressourcenzerstörung leiden am meisten die Armen

Die globale Übernutzung und Zerstörung der natürlichen Ressourcen geschieht besonders durch die Eliten und führt zu Verteilungskonflikten, bei denen die Armen am meisten leiden. So trifft der Klimawandel aktuell die am stärksten, die am wenigsten dazu beitragen. Und er raubt künftigen Generationen ihre Lebenschancen.

Deshalb fordern immer mehr Menschen in Politik und Zivilgesellschaft – auch in den Kirchen – eine umfassende Transformation unserer Lebens- und Wirtschaftsweise. In den Nachhaltigkeitszielen der UN von 2015 findet sich eine solche umfassende Transformationsagenda. Die Kirchen – darunter auch die EKD – begrüßen diese Agenda und sehen sich selbst in der Pflicht, eigene Beiträge zur Umsetzung der Agenda zu leisten[2]. Theologisch geht es um *metanioa* – um Umkehr.

[1] Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit. Wort des Rates der EKD und der Deutschen Bischofskonferenz zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland. Gemeinsame Texte 9 Hannover/Bonn, 1997, S. 44f.

[2] „Geliehen ist der Stern, auf dem wir leben – Die Agenda 2030 als Herausforderung für die Kirchen“ Ein Impulspapier der Kammer der EKD für nachhaltige Entwicklung, 2018

Trotz aller menschlichen Verfehlungen hat Gott den Menschen immer wieder seine Liebe gezeigt, sie zur Umkehr gerufen und ihnen Neuanfänge geschenkt. Davon erzählen viele Geschichten der Bibel. In Jesus Christus hat Gott seine Liebe in besonderer und einmaliger Weise offenbart und die Schöpfung durch sein Leiden und Sterben für immer von der Macht der Sünde befreit.

Freiheit und Befreiung sind aus protestantischer Perspektive die zentralen Merkmale der Sendung Jesu. „Zur Freiheit hat uns Christus befreit“ – so heißt es in Galater 5,1. Der Glaube an Jesus Christus befreit den Menschen von der Sorge um sich selbst als Kern der Sünde, von der Angst, zu kurz zu kommen, von dem Streben, sich selbst an die Stelle Gottes setzen zu wollen.

Die Sünde als nicht endende Sorge um sich selbst zeigt sich in vielen Erscheinungsformen. Heute hat sie – wie Papst Franziskus eindrücklich mahnt – in der Gestalt der grenzenlosen Gier und der Abstumpfung gegenüber dem Leid anderer besonders zerstörerische Formen angenommen – zerstörerisch für die Seele des Menschen, für die menschlichen Beziehungen und für das Wohlergehen der ganzen Schöpfung. Glaube bedeutet dagegen: sich von Vertrauen leiten lassen statt von Angst, Loslassen statt Festhalten. In Gottes Liebe geborgen hat der Glaubende alles, was nötig ist. Er muss nicht länger auf Kosten anderer leben.

Zukunftsfähigkeit und Hoffnung

Ein weiteres wichtiges theologisches Thema ist die Frage nach der Zukunft. In Zeiten der vielfältigen Krisen und Bedrohungen wachsen auch die Ängste. Es sind nicht mehr die Ängste vergangener Zeiten vor einem strafenden Gott, sondern Ängste vor der Zukunft, um das eigene Leben und das der eigenen Kinder und Enkel. Es sind Ängste, die dazu führen, dass Menschen an der Erhaltung des Status quo festhalten und die notwendigen Veränderungen und Transformationen als bedrohlich empfinden. Es sind Gefühle der Ohnmacht und des Zweifels an der Bedeutung eigenen Tuns angesichts der großen Herausforderungen und Bedrohungen.

Menschen brauchen Visionen und Narrative der Hoffnung, um Ängste und Zweifel zu überwinden. Das gilt auch für Christen. Die Bedeutung der christlichen Eschatologie wächst in den Zeiten, in denen Menschen zwischen massiver Verdrängung und großen Ängsten vor apokalyptischen Zukunftsszenarien schwanken. Welche Zukunftsvisionen können da Mut machen?

Immerhin sind auch die Nachhaltigkeitsziele der UN von 2015 mit dem bezeichnenden Titel „Transforming our World – the 2030 Agenda für sustainable development“ von weitreichenden positiven Visionen und einer großen Entschlossenheit getragen. An dieser „Transformation der Welt“ mitzuwirken sind Christen nicht nur durch ihren Glauben an Gott den Schöpfer und Befreier ermächtigt, sondern auch durch die Hoffnung auf den kommenden Gott, der Himmel und Erde neu schaffen will.

Besonders wirkmächtige Hoffnungsbilder der Bibel sind der Garten Eden (Genesis 2,4 ff) und die kommende Stadt Gottes (Offenbarung 21,2-5).[3] Der Garten Eden und die Stadt Gottes sind Orte, an denen Gott mitten unter seiner Schöpfung lebt. Sie sind Orte der Gottesgegenwart, des Friedens und der Fülle. Solche Bilder nähren die Sehnsucht und die Hoffnung auf das kommende Gottesreich, das in Jesus Christus bereits auf die Erde gekommen ist und Gestalt gewinnen will.

Sie können Kräfte wecken für das notwendige Tun. Die Hoffnung auf das kommende Gottesreich entbindet nicht von der gegenwärtigen Verantwortung des Menschen für die Zukunft der Schöpfung, sondern stärkt sie. „Mag sein, dass der Jüngste Tag morgen anbricht, dann wollen wir gern die Arbeit für eine bessere Zukunft aus der Hand legen, vorher aber nicht“.[4]

Dr. Ruth Gütter

[3] Vgl. T. Meireis, Schöpfung und Transformation, S. 33
[4] S. Dietrich Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung, DBW 6

Modezeichnung nächste Seite: Samantha Wall

Liturgische Bausteine

Begrüßung und Eingangsgebet

„Kleider machen Leute."
Es ist doch wahr, oder nicht?

Wenn ich irgendwo hineinkomme und einen
Mann im Anzug sehe,
verhalte ich mich vielleicht anders,
als wenn einer in Jeans und Pulli dasteht.
Ich habe andere Bilder, andere Erwartungen im Kopf.

Ich mache mir zur Mode Gedanken.
Ist der Jupe (Rock) zu kurz oder zu lang?
Oder tragen die anderen überhaupt noch einen Jupe?

Man kann es aber auch mit den Kleidern übertreiben...
Jesus sagte auch, dass man sich nicht so viele Sorgen
um die Kleidung machen sollte.

Wie ist es, wenn man den Spruch hinterschi
(umgekehrt) liest?
Leute machen Kleider.

Das ist natürlich auch wahr!

Wer macht denn eigentlich meine Kleider?
Wie geht es ihm oder ihr?
Und was hat mein Konsumverhalten
mit dem Menschen zu tun, der meine Kleider näht?

Heute Morgen wollen wir eine Brücke schlagen –
vom Norden in den Süden und umgekehrt.
Vielleicht kommen wir uns einander näher.
Vielleicht tun sich uns neue Wege auf,
damit hier auf der Erde
etwas mehr von der Liebe und Gerechtigkeit
des Himmels zu spüren ist.

Lied: Da berühren sich Himmel und Erde

Gebet

Lebendiger Gott,
nach Frieden und Harmonie sehnen wir uns.
Wir sehnen uns nach einer Welt,
in der die Menschen sich vergessen,
um neue, gute Wege zu gehen.

In der Menschen sich in Liebe gegenseitig verschenken,
in der sie Hass und Vorurteile überwinden
und sich miteinander verbinden, um in Frieden zu
leben.

Das ist der Wandel, wonach wir uns sehnen.
Aber wenn wir um uns schauen,
in der Zeitung lesen oder fernsehen,
sieht es nicht nach Wandel aus.

Abgeholzte Wälder und verseuchte Flüsse und Seen.
Meere, die voll Plastikpartikel sind.
Kinder, Frauen und Männer ohne Heimat und Schutz.
Zerbombte Städte.

Gott, wer sind wir, dass wir etwas daran ändern
könnten?
Ohnmacht macht sich breit und legt lahm.
Hoffnungslosigkeit lässt zynisch werden.

Doch du bist ein Gott der Hoffnung und der
Gerechtigkeit.
Du gibst deine Erde und deine Menschheit nicht auf.
Du schenkst Hoffnung.
Du ermächtigst uns zum Handeln –
auch wenn es nur kleine Schritte sind, die wir tun.

Wo wir uns ohnmächtig fühlen,
lass uns sehen, dass Unmögliches möglich ist.

Lass uns entdecken, dass Neues am Entstehen ist.
Denn du, Gott, bist noch da.
Du lässt das Werk deiner Hände nicht fallen.

Dafür loben und preisen wir dich. Amen.

Pfarrerin Catherine McMillan, Dübendorf, Schweiz

„Den Armen Recht schaffen“
Collage zu Psalm 140

Errette mich, Ewiger, von den bösen Menschen;
behüte mich vor den Gewalttätigen,
die Böses planen in ihrem Herzen
und täglich Streit erregen.
Sie haben scharfe Zungen wie Schlangen,
Otterngift ist unter ihren Lippen.

> Oktober 2011. Fernsehdokumentation. Eine Textilarbeiterin in Bangladesch verdient im Monat rund 16 Euro. Dafür arbeitet sie zwischen zehn und 15 Stunden am Tag. Die Arbeitgeber erwarten Überstunden. Aber sie bezahlen nicht dafür.

Bewahre mich, Ewiger, vor der Hand der Gottlosen;
behüte mich vor den Gewalttätigen,
die mich zu Fall bringen wollen.

> Was die Frauen produzieren, wird auch nach Deutschland exportiert. Pullover für sechs Euro in deutschen Discountläden. Hauptsache billig.

Die Hoffärtigen legen mir Schlingen
und breiten Stricke aus zum Netz
und stellen mir Fallen auf den Weg.

> Die Mädchen und Frauen arbeiten in Fertigungshallen, zusammengepfercht wie Vieh. Es ist heiß, die Luft ist schlecht. Dicht gedrängt schneiden sie die Stoffe für unsere Kleidung.
> Keine ist über 30. Das kann man nur wenige Jahre machen, sagt der Reporter. Dann werden sie krank.

Ich aber sage zum Ewigen: Du bist mein Gott;
Ewiger, vernimm die Stimme meines Flehens!
Ewiger, meine starke Hilfe,
du beschirmst mein Haupt zur Zeit des Streits.

> Wer sich beschwert, wird entlassen. Gewerkschaften haben keine Chancen. Die Frauen trauen sich nicht, vor der Kamera offen zu sprechen. Sie haben Angst vor den Vorarbeitern.

Ewiger, gib dem Gottlosen nicht, was er begehrt!
Was er sinnt, lass nicht gelingen, sie könnten sich sonst überheben.

> Viele Frauen wissen gar nicht, wie viel Lohn ihnen zusteht. Es gibt einen Mindestlohn in Bangladesch. Es gibt auch das Recht, sich zu organisieren. Aber das interessiert die Fabrikbesitzer nicht, auch nicht die deutschen Auftraggeber.

Das Unglück, über das meine Feinde beraten,
komme über sie selber.
Er möge feurige Kohlen über sie schütten;
er möge sie stürzen in Gruben, dass sie nicht mehr aufstehen.

> Das Fernsehteam zeigt, wie die Frauen wohnen. In Slums. Auf engem Raum. Wenig Licht. Kein Strom, kein Wasser, keine Kanalisation. Sie nähen unsere Pullover.

Ein böses Maul wird kein Glück haben auf Erden;
ein frecher, böser Mensch wird verjagt und gestürzt werden.

> Manchmal rührt sich doch das Gewissen eines deutschen Discounters. Man sieht eine mobile medizinische Station. Die Frauen werden mit Medikamenten versorgt. Vitamine. Mineralstoffe. Dann halten sie länger durch. An den Arbeitsverhältnissen ändert sich nichts. An den Löhnen auch nicht.

Denn ich weiß, dass der Ewige der Elenden Sache führen
und den Armen Recht schaffen wird.

> Für unsere Schnäppchen müssen andere mit Elend bezahlen.

Ja, die Gerechten werden deinen Namen preisen,
und die Frommen werden vor deinem Angesicht bleiben.

Doris Joachim-Storch

(Doris Joachim-Storch, in: Du, hörE! Psalmen entdecken – singen, beten, predigen, hg. von Doris Joachim-Storch, Zentrum Verkündigung der EKHN, 2012, mit freundlicher Genehmigung der Autorin)

Projekte zum Kennenlernen und Unterstützen

Gemeinsam gegen Arbeitsausbeutung in Serbien und auf dem Balkan

Arbeitsrechtsverletzungen und Ausbeutung in der Bekleidungs- und Schuhindustrie gehören selbst in Europa zum Alltag. So konkurrieren alle Balkanstaaten aufgrund der hohen Arbeitslosigkeit durch niedrige Gehälter um ausländische Investoren. In Serbien z.B. liegt der gesetzliche Mindestnettolohn bei 189 EUR. Zum Vergleich: Das offizielle Existenzminimum lag im Jahr 2016 bei 278 EUR. Laut einer Fallstudie aus dem Jahr 2017 lag der reale Lohn in fast allen untersuchten Fabriken großer deutschen und italienischen Marken unter Hinzurechnung der unbezahlten Überstunden unter dem gesetzlich festgelegten Mindestlohn.

Mehr als 80 Prozent der Beschäftigten in der Bekleidungs- und Schuhindustrie in Serbien sind Frauen. Oft sind das Alleinerziehende, interne Migrantinnen, Roma. Täglich finden zahlreiche Arbeits- und Menschenrechtsverletzungen in vielen der Betriebe statt: respektlose Behandlung, Einschüchterung, begrenzte Toilettennutzung, unbezahlte Überstunden. Frauen berichten zudem, sie sollten in ihren Verträgen bestätigen, während der nächsten Jahre nicht schwanger zu werden.

In einem von Brot für die Welt geförderten Pilotprojekt unterstützt in Serbien das Center for Politics of Emancipation mit Beratung und Begleitung die Arbeiterinnen in fünf Fabriken und bildet 40 davon als Multiplikatorinnen aus. Zusammen mit der Kampagne für Saubere Kleidung werden in Fallstudien Missstände aufgedeckt. Sie werden für die Kampagnen sowohl in Serbien als auch im regionalen und europaweiten Netzwerk genutzt.

www.brot-fuer-die-welt.de/spenden

Stärkung von Textilarbeiterinnen in Sri Lanka

In Sri Lanka ist die Textilindustrie ein bedeutsamer Wirtschaftsfaktor, sie produziert auch für deutsche Unternehmen wie Adidas oder Lidl. Mehr als 350.000 Menschen arbeiten in diesem Bereich, meist sind es junge Frauen. Sie leiden in vielfältiger Weise unter den Zuständen in den Fabriken:

Die Löhne reichen nicht aus, um die Lebenshaltungskosten für eine Familie zu sichern. Arbeiterinnen prostituieren sich, um ihr Überleben zu sichern. Die langen Arbeitszeiten sind ein weiteres Problem, 16-Stunden-Schichten keine Seltenheit. Eine Näherin berichtet, bei Auftragsspitzen müssten bis zu 24 Stunden durchgearbeitet werden. Häufige Arbeit im Stehen und winzige Faserteilchen in der Atemluft verursachen besondere Gesundheitsprobleme.

Die Methodistische Kirche in Sri Lanka setzt sich besonders für marginalisierte, verletzliche und gefährdete Menschen ein. Zusammen mit der lokalen Organisation „Würdige Arbeit“ unterstützt sie Arbeiterinnen in den Industriegebieten. Für Bildungsworkshops zu Arbeiterrechten wird ein Seminargebäude hergerichtet. Dort entsteht neben Seminarräumen eine kleine Bibliothek sowie Wohnmöglichkeiten für Frauen in Not.

Das Programm hat auch eine ökumenische Note: „Würdige Arbeit“ wurde von Sarath Iddamalgoda, einem katholischen Priester und Noel Christine Fernando, einer katholischen Ordensschwester, gegründet. Beide sind die verantwortlichen Kooperationspartner der Methodistischen Kirche.

www.vemission.org/menschenrechtsaktion2019/SriLanka

Nicaragua: „Kämpft für eure Rechte!“

María Elena Gonzales Jiménez geht auf einen Kleiderständer mit Shorts zu. Nimmt eines der Teile vom Bügel, zieht das Preisschild heraus: 995 Córdobas, umgerechnet 27 Euro. „Sie verdienen so viel Geld mit unserer Arbeit – und zahlen uns so wenig.“

Für Markenhersteller wie Adidas, Nike oder Under Armour rackern sich María Elena und zehntausende Frauen und Männer in Nicaragua ab: Sie nähen für einen Lohn, der ihnen kaum zum Leben reicht. 5.000 Córdobas verdient die 23-Jährige im Monat, umgerechnet rund 132 Euro. Dafür säumt sie die Naht im Schritt der schwarzen Shorts, 1.500mal am Tag derselbe Handgriff, zehn Stunden lang, sechs Tage die Woche.

5.000 Córdobas – der in Nicaragua geltende Mindestlohn ist niedrig genug, um Investoren in das zweitärmste Land Lateinamerikas zu locken. Doch von diesem Lohn kann María Elena kaum ihre Familie ernähren. Wie China, Bangladesch oder Äthiopien zählt auch Nicaragua zu den Nähstuben der Welt. In den Fabriken werden die Arbeiterinnen und Arbeiter schikaniert und ausgebeutet.

Seit 1994 setzt sich die nach einer Frauenrechtsaktivistin benannte „Bewegung der arbeitenden und arbeitslosen Frauen María Elena Cuadra“ für Textilarbeiterinnen ein. Die Organisation hat 22 feste Mitarbeitende sowie mehrere hundert ehrenamtlich arbeitende Promotorinnen. Sie beraten kostenlos, vertreten die Betroffenen vor Gericht und bieten missbrauchten Frauen zudem psychologische Hilfe an. 1.000 junge Frauen in 22 Fabriken profitieren von dem Projekt.

www.brot-fuer-die-welt.de/projekte/nicaragua-textilfabriken

Stärkung von Gewerkschaften und Arbeiterinnen in Indonesien

Die Textilindustrie gehört zu den größten Wirtschaftsfaktoren Indonesiens. 90 Prozent der über 1,5 Millionen Menschen Beschäftigen sind Frauen, zumeist ohne feste Arbeitsverträge.

Allein auf Java sind 5.896 Textilfabriken konzentriert. Zu den oft menschenunwürdigen Arbeitsbedingungen zählen extrem lange Überstunden, das Übernachtenmüssen in der Fabrik, Beschränkungen beim Toilettenbesuch, demütigende Behandlung der Arbeiterinnen, Schläge und sexuelle Gewalt.

Die Monatslöhne zwischen 90 und 207 Euro reichen nicht aus, um die Grundbedürfnisse einer Familie zu decken, aber gewerkschaftliche Arbeit wird oft behindert. Die Forschungsarbeit des „Sedane Labour Resource Centre“ (LIPS) in Jakarta zu Arbeitsbedingungen in der Industrie sind deshalb umso notwendiger. Ebenso die Bildungsarbeit, denn meisten Arbeiterinnen und Arbeiter kennen ihre verbrieften Rechte nicht.

Auch das Problem geschlechtsspezifischer Gewalt nimmt LIPS in den Fokus – ein Tabuthema, das geschützte Räume erfordert. Im Rahmen dieses Programms werden Untersuchungen zu Gewalt gegen Frauen am Arbeitsplatz durchgeführt und Material für entsprechende Kampagnen entwickelt.

Die Vereinte Evangelische Mission unterstützt dieses Programm von LIPS über den Indonesischen Kirchenrat.

www.vemission.org/menschenrechtsaktion2019/Indonesien

Ratgeber Textilsiegel

Öko-Siegel sind auf dem Modemarkt wenig verbreitet. Wo es Zertifikate gibt, lässt sich ihre Aussagekraft meist nur schwer nachvollziehen. Bislang sträubt sich die Industrie erfolgreich gegen einen grünen Knopf, ein Ethik-Label für faire und ökologische Kleidung. Immerhin: Drei Siegel geben recht gute Anhaltspunkte, ob Kleidung nachhaltig und fair hergestellt ist

Anständig essen ist so viel einfacher als anständig Kleider kaufen. In jedem Supermarkt stehen neben konventionellen und regionalen Produkten Biolebensmittel im Regal. Gekennzeichnet sind Milch, Salami oder Mehl zwar mit verschiedenen Siegeln – Naturland, Demeter, Bioland, ... – aber für die Bezeichnung „Bio“ gibt es wenigstens staatliche Standards. Das fehlt im Textilmarkt meist ebenso wie das Nebeneinander von ökologisch und konventionell erzeugten Waren in den Läden.

Nur wenige Marken verraten mit Hilfe von Siegeln, wie ihre Kleider, Hosen oder Jacken hergestellt wurden. Und wenn ein Öko-Schildchen am Bügel baumelt, ist der Kunde meist verwirrter als zuvor. Zwar gibt es immer mal Versuche, einen „grünen Knopf“ einzuführen. Bislang konnte sich die Industrie aber gut dagegen wehren: Zu verschlungen seien die globalen Lieferketten, zu anspruchsvoll, gemeinsame Regeln für alle zu finden. So gibt es gute Zertifikate, die ökologische und faire Produktionsbedingungen garantieren – und schlechte, die wenig bis überhaupt nichts aussagen.

Welche Siegel sind gut, welche schlecht?

Was ein gutes und was ein schlechtes Siegel ist, beurteilen Experten dabei unterschiedlich. So gilt bei Greenpeace das Siegel „Bluesign“, das vor allem auf Funktions- und Sportkleidung prangt, als guter Schritt zu weniger giftiger Chemie in Kleidern; die Kampagne für Saubere Kleidung hält es für halbherzig, weil konventionell angebaute, gentechnisch veränderte Baumwolle zugelassen wird.

Andere Siegel nehmen nur das Endprodukt ins Visier, nicht den Herstellungsprozess. Der weit verbreitete Standard Ökotex 100 besagt: Im Kleidungsstück stecken keine giftigen Chemikalien mehr. Ob giftige Färbemittel oder Wachse in Spinnereien und Textilfabriken eingesetzt und später herausgewaschen wurden, verrät das Siegel nicht. Die Tierrechtsorganisation Peta zertifiziert mit dem „Peta approved vegan“-Zeichen Kleidung, die ohne tierisches Material hergestellt wurde – möglicherweise aber aus giftiger Baumwolle und von unterbezahlten Näherinnen.

Auch der Preis allein gibt keinen Anhaltspunkt. Die Billigkette Takko Fashion verbessert seit Jahren mit der angesehen Fair Wear Foundation ihre Lieferkette; teure Marken wie Hugo Boss geraten dagegen wegen fehlender Transparenz immer wieder in die Kritik. Dennoch: An diesen drei Siegeln können sich Verbraucher derzeit am besten orientieren:

IVN Best

Der IVN Best kennzeichnet Kleidung, die nach der reinen Öko-Lehre hergestellt wird. Vergeben wird das Zertifikat durch den „Internationalen Verband der Naturtextilwirtschaft“ (IVN) mit Sitz in Stuttgart. Sein runder Button hängt an Textilien,

die ausschließlich aus Naturfasern gemacht wurden, also etwa aus Baumwolle, Leinen oder Wolle. Dabei muss die Produktion besonders strengen Anforderungen genügen.

Das Reglement für Rohstoffe und Chemikalien ist so streng, dass manche Kleidungsstücke derzeit nicht regelgerecht hergestellt werden können, beispielsweise Outdoorjacken oder Sportkleidung, die schmutzabweisend oder besonders schnell trocknend sein sollen. Diese Einschränkungen nimmt der IVN in Kauf, weil er weniger den Massenmarkt im Sinn hat, sondern so etwas wie ein „Best Practice“ ökologischer Kleiderproduktion aufzeigen möchte. Zu den ausgezeichneten Unternehmen gehören Comazo (Unterwäsche), deepmello (Leder) und Wunderwerk (Fashion).

Global Organic Textile Standard

Zusammen mit Öko-Verbänden aus England, den USA und Japan hat der IVN 2002 den nicht ganz so strengen „Global Organic Textile Standard“ (GOTS) gegründet. Weltweit sind laut GOTS inzwischen 5024 Betriebe zertifiziert. An immer mehr Kleidungsstücken hängt inzwischen das weiße Hemd im grünen Kreis. Der GOTS versucht einen Kompromiss zwischen Anspruch und Pragmatismus. Im Gegensatz zum IVN Best lässt er zum Beispiel beim Färben manche Schwermetalle wie Kupfer und Eisen zu. Der Anteil an biologisch erzeugten Fasern eines Kleidungsstücks muss nur bei mindestens 70 Prozent liegen, wenn der Hersteller das kenntlich macht.

Konventionelle Baumwolle sowie Stoffe aus Angora-Wolle sind verboten; außer in Accessoires ist Polyester nur als Recycling-Produkt in bestimmten Mengen erlaubt. Eine Fabrik, die sich nach dem GOTS zertifizieren lassen möchte, muss eine funktionierende Kläranlage vorweisen, für die Tierhaltung – etwa von Schafen – gibt es Vorschriften. Auch soziale Kriterien wie das Verbot von Kinderarbeit oder das Recht auf die Mitgliedschaft in einer Gewerkschaft, wurden inzwischen aufgenommen. Langsam beginnt der GOTS, sich als das Biosiegel mit der branchenweit größten Anerkennung durchzusetzen.

Fair Wear Foundation

Die Fair Wear Foundation (FWF) mit Sitz in den Niederlanden zertifiziert nicht einzelne Produkte, sondern arbeitet mit Unternehmen zusammen. Verbraucher finden also im Discounter keine einzelne Kinderjeans mit dem roten Logo der FWF. Die Stiftung entwickelt mit dem jeweiligen Unternehmen eine Roadmap mit Zielen – etwa mit Prozentzahlen von Zulieferbetrieben, deren Arbeitsbedingungen überwacht werden. Jährliche Berichte sind online abrufbar und zeigen, ob das Unternehmen Fortschritte macht.

Dabei arbeitet die Stiftung mit Gewerkschaften, Betriebsräten oder Menschenrechtsorganisationen vor Ort zusammen. Richtig und vollkommen fair, da sind sich die Experten einig, lässt sich in Bangladesch oder Pakistan bislang nicht herstellen. Aber wer Mitglied in der Fair Wear Foundation ist, hat sich immerhin auf den Weg gemacht. Mehr als 80 Unternehmen mit 120 Marken sind mittlerweile dabei, darunter auch das schwedische Modeunternehmen Acne Studios und der deutsche Outdoor-Spezialist Schöffel.

Heike Holdinghausen

Dieser Text erschien zuerst bei enorm. *Das Magazin für den gesellschaftlichen Wandel will Mut machen und unter dem Claim „Zukunft fängt bei Dir an“ zeigen, mit welchen kleinen Veränderungen jeder Einzelne einen Beitrag leisten kann. Schwerpunkt der Ausgabe „Green Fashion“ vom Mai/Juni 2018 war die grüne Modeszene in Deutschland.*

Anknüpfungspunkte in Web, Film und Literatur

Web-Doku

© NPR

Planet Money Makes A T-Shirt:
The world behind a simple shirt, in five chapters
National Public Radio (Englisch)

apps.npr.org/tshirt

© BR

Unsere zweite Haut
ARD-alpha

www.br.de/fernsehen/ard-alpha/sendungen/unsere-zweite-haut

Podcast

© Clare Press

Wardrobe Crisis
Podcast der Journalistin Clare Press (Englisch)

www.clarepress.com/podcast

Filmtipps

© Grandfilm

The True Cost – Der Preis der Mode.
Wer zahlt den Preis für unsere Kleidung?
Dokumentarfilm
USA 2015
Regie: Andrew Morgan

www.ci-romero.de/truecost

© EZEF

Todschick – Die Schattenseite der Mode
Dokumentarfilm
Deutschland 2016
Regie: Inge Altemeier

www.ezef.de/filme/todschick-die-schattenseite-der-mode/3355

© No Dust Films

The Seams of the Skin
(OT „Les Costures de la pell“)
Dokumentarfilm
Spanien 2014
Regie: Cèlia Vila, Enric Escofet

www.nihrff.de/seams-of-the-skin-the

© absolut MEDIEN

Leben in Wittstock
Dokumentarfilm
DDR 1984
Regie: Volker Koepp

www.bpb.de/mediathek/207557/leben-in-wittstock

www.absolutmedien.de/film/8010

Bücher

© bpb

Imke Müller-Hellmann:
Leute machen Kleider. Eine Reise durch die globale Textilindustrie (2018)
Bundeszentrale für politische Bildung

www.bpb.de/shop/buecher/schriftenreihe/278989/

© oekom

Kirsten Brodde, Alf-Tobias Zahn:
Einfach anziehend. Der Guide für alle, die Wegwerfmode satthaben (2018)
oekom-Verlag
ISBN 978-3-96238-054-0

www.oekom.de/buecher/sachbuch/buch/einfach-anziehend.html

© Prestel

Ellen Köhrer, Magdalena Schaffrin:
Fashion Made Fair (2016)
Prestel Verlag
ISBN 978-3-7913-8175-6

www.randomhouse.de/Buch/Fashion-Made-Fair/Ellen-Koehrer/Prestel/e486820.rhd

©CLHedwig

Gisela Burckhardt:
Todschick: Edle Labels, billige Mode – unmenschlich produziert (2014)
Heyne
ISBN 978-3-453-60322-6

www.randomhouse.de/Paperback/Todschick/Gisela-Burckhardt/Heyne/e453909.rhd

© HarperCollins

Lucy Siegle:
To Die For: Is Fashion Wearing Out the World? (2011)
HarperCollins (Englisch)
ISBN 978-0-007-43253-0

www.harpercollins.co.uk/9780007264094/to-die-for

© Thames & Hudson

Sandy Black:
The Sustainable Fashion Handbook (2012)
Thames & Hudson (Englisch)
ISBN 978-0-500-29056-9

www.thamesandhudson.com/sustainable-fashion-handbook-9780500290569

© New Internationalist

Safia Minney:
Slave to Fashion (2007)
New Internationalist Publications (Englisch)
ISBN 978-1-780-26398-4

www.safia-minney.com/slave-to-fashion.html

© Fairchild Books

V. Ann Paulins, Julie L. Hillery:
Ethics in the Fashion Industry (2009)
Fairchild Books (Englisch)
ISBN: 978-1-563-67533-1

www.bloomsbury.com/uk/ethics-in-the-fashion-industry-9781563675331

© Wiley

Kelsey Timmerman:
Where am I Wearing? A Global Tour to the Countries, Factories, and People That Make Our Clothes (2012)
John Wiley & Sons (Englisch)
ISBN: 978-1-118-27755-3

www.wiley.com/en-us/Where+am+I+Wearing%3F%3A+A+Global+Tour+to+the+Countries%2C+Factories%2C+and+People+That+Make+Our+Clothes%2C+Revised+and+Updated-p-9781118356098

Modezeichnung nächste Seite: Mustafa Ali-Abdullah

Nr.1
CHIPS-MARKE

Wichtige Begriffe

Asia Floor Wage: Die 2005 gegründete Asia Floor Wage Alliance (AFWA) ist ein Netzwerk asiatischer Gewerkschaften und Nichtregierungsorganisationen. Die Allianz fordert einen einheitlichen ▹ **Existenzlohn** für Textilarbeiter in allen asiatischen Produktionsländern. Dadurch soll die Produktionsverlagerung in ein anderes Land mit niedrigeren Kosten verhindert werden.

Existenzlohn: Ein Existenzlohn (engl. „living wage“, existenzsichernder Lohn) meint ein Familieneinkommen, das dem Arbeitnehmer und seiner Familie einen angemessenen Lebensstandard einschließlich sozialer Teilhabe sichert. Gesetzliche Mindestlöhne in großen Textilproduktionsländern wie Bangladesch oder den Philippinen sind für das physische Überleben einer Person berechnet, nicht aber zur Versorgung einer Familie. Ein existenzsichernder Lohn sollte in einer Standardarbeitswoche von nicht mehr als 48 Stunden verdient werden können.

Fast Fashion: Geschäftsmodell des Textilhandels, bei dem durch laufend wechselnde Kollektionen möglichst viele absatzsteigernde Konsumanreize geschaffen werden sollen. Dazu wird die Herstellungszeit vom Entwurf bis zur Lieferung der fertigen Kleidungsstücke in den Einzelhandel auf wenige Wochen reduziert.

Flexibilisierung: Statt in festen Arbeitsverhältnissen werden Mitarbeiter nur tageweise als Leiharbeiter eingestellt. Diese Flexibilisierung gewinnt in der Textilindustrie an Bedeutung, einige Fabriken stellen ihre gesamte Belegschaft auf Zeitarbeit um. Arbeiter werden nur für die Dauer eines Auftrages eingestellt, um auf schwankende Auftragslagen kurzfristig reagieren zu können. Für die Mitarbeiter bedeutet die Flexibilisierung oft den Verzicht auf Arbeitnehmerrechte (▹ **informelle Arbeit**), schwankende Löhne und überlange Arbeitszeiten bei Auftragsspitzen.

Formelle Arbeit: Arbeit, die offiziell registriert ist und den arbeitsrechtlichen Bestimmungen eines Landes unterliegt. Gegenbezeichnung zur ▹ **informellen Arbeit**.

GOTS: Das Ökosiegel Global Organic Textile Standard (GOTS) zertifiziert die Textilverarbeitung aus biologisch erzeugten Naturfasern. Entlang der gesamten ▹ **Wertschöpfungskette** werden bei der Verarbeitung einzuhaltende Umweltanforderungen und Sozialstandards definiert.

Greenwashing: Greenwashing bezeichnet die Geschäftsstrategie, zur Imageförderung durch Werbung und Marketing zu behaupten, „grün“ zu sein, ohne tatsächlich in entsprechendem Umfang durch veränderte Geschäftspraktiken die Umweltbelastung zu minimieren.

Informelle Arbeit: Informelle Arbeit (auch: alternativer Beschäftigungssektor, Schattenwirtschaft) ist nicht staatlich registriert und kontrolliert, im Gegensatz zur ▹ **formellen Arbeit**. Sie verfügt daher auch nicht über staatlichen Schutz oder Unterstützung. In vielen Entwicklungsländern ist der informelle Sektor Einkommensquelle für mehr als die Hälfte der arbeitenden Bevölkerung.

Kernarbeitsnormen der ILO/Sozialstandards: Übereinkommen der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) sollen Rechte von Beschäftigten schützen, Arbeitssicherheit garantieren und fordern eine grundlegende soziale Absicherung. Ein Teil der Übereinkommen sind weltweit gültig und für alle ILO-Mitgliedsländer verbindlich: die Kernarbeitsnormen. Sie enthalten u.a. Regelungen zum Verbot der Kinderarbeit, Gewerkschaftsrecht

Foto: EKD, Creative-Commons-Lizenz BY 4.0

und Lohngleichheit. Bislang haben 142 von 187 Mitgliedsstaaten die Kernarbeitsnormen ratifiziert.

Mindestpreis: Garantierter Preis für Bauern, der unabhängig ist vom schwankenden Weltmarktpreis und Kleinunternehmern dadurch langfristigere Planbarkeit ermöglicht.

Slow Fashion: Gegenmodell zur ▹ Fast Fashion, bei dem die nachhaltige und ethisch einwandfreie Modeproduktion und ein verantwortungsbewusster Konsum im Vordergrund stehen.

Upcycling: Upcycling meint das Umwandeln von alten oder weggeworfenen Materialien in etwas Nützliches. Der Gegenstand erhält einen neuen Verwendungszweck, für den kein neues Produkt hergestellt werden muss.

Vertikalisierung: In einem vertikalen Markt werden speziell auf Kundenbedürfnisse zugeschnittene Waren angeboten. In der Textilbrance bedeutet Vertikalisierung eine Steuerung des Produktionsprozesses vom Handel aus: Durch laufende Auswertung der Verkaufszahlen werden kurzfristig gut verkäufliche Kleidungsstücke gezielt in hoher Stückzahl massenproduziert. Sie sollen möglichst ohne Pufferzeiten in den Handel gelangen: Produktionszeiten von unter zwei Wochen zwischen Entwurf und Auslieferung bilden das Rückgrat der ▹ Fast Fashion.

Wertschöpfungskette: Die Wertschöpfungskette (Value Chain) stellt Produktionsschritte als eine Reihe von Tätigkeiten dar, bei denen Ressourcen verbraucht und Werte geschaffen werden. Am Ende der Kette steht ein wertvolles Produkt oder eine Dienstleistung.

Dank

Viele Menschen haben an diesem Heft mitgewirkt. Wir danken ihnen für ihre Beiträge!

Daniela Ahrens, Görlitz
Mustafa Ali-Abdullah, Hannover
Ghadeh Allaham, Neukirchen-Vluyn
Claudia Banz, Berlin
Ruth Braun, Neukirchen-Vluyn
Ulf Brunzlow, Hannover
Sabine Ferenschild, Bonn
Reinhild Freese, Neukirchen-Vluyn
Sebastian Göhler, Görlitz
Ruth Gütter, Hannover
Heike Holdinghausen, Berlin
Doris Joachim-Storch, Frankfurt
Ulrike Kauf, Görlitz
Stefanie Kenitz, Berlin
Sarah Lincoln, Berlin
Brunhild von Local, Wuppertal
Gerd Lömme, Bremen
Catherine McMillan, Dübendorf, Schweiz
Jochen Motte, Wuppertal
Christine Naß, Moers
Katja Ostmann, Görlitz
Martina Pauly, Wuppertal
Theodor Rathgeber, Kassel
Reiner Rhefus, Wuppertal
Ulrike Rosemann, Görlitz
Martina Schaub, Bonn
Aline Schulz, Görlitz
Dina Septi Utami, Jakarta, Indonesien
Jaudat Sido, Neukirchen-Vluyn
Siegfried Sohn, Wuppertal
Deborah Tänzer, Hannover
Rainer Tyrakowski-Freese, Neukirchen-Vluyn
Samantha Wall, Hannover
Daniela Wawrzyniak, Köln
Dietrich Weinbrenner, Witten

Modezeichnung nächste Seite: Samantha Wall

www.ekd.de